

**Zeitschrift:** Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus  
**Herausgeber:** Historischer Verein des Kantons Glarus  
**Band:** 54 (1950)  
  
**Artikel:** Christoph Trümpi : Pfarrer und Chronist 1739-1781  
**Autor:** Gehring, Jacob  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-584535>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

**JACOB GEHRING**

**CHRISTOPH TRÜMPI**

**PFARRER UND CHRONIST**

**1739—1781**

**Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung  
im Kanton Glarus**





## **Inhaltsverzeichnis**

	Seite
Vorwort . . . . .	5
Biographie . . . . .	7
Einfluß des Carolinums . . . . .	11
Trümpis Religiosität, Theologie und Ethik . . .	13
Naturansicht, Lebens- und Weltanschauung . .	17
Kritische Sichtung . . . . .	35
Patriotismus, Optimismus, Rationalismus, Atheismus . . . . .	47
Die Chronik . . . . .	55
Trümpis Bildung und Charakter . . . . .	63
Quellenangaben . . . . .	71
Zitate . . . . .	72
Register . . . . .	74



## V o r w o r t

Nicht nur hinsichtlich des religiösen, sondern hinsichtlich des geistigen Lebens der Menschheit überhaupt kommt dem Aufklärungsjahrhundert fundamentale Bedeutung zu. Die noch nicht geschriebene, von allen Freunden der glarnerischen Geistesgeschichte aber mit Spannung erwartete Geschichte der Aufklärung im Glarnerlande wird nicht umhin können, sich auf Biographien bedeutender Glarner des 18. Jahrhunderts zu stützen. Hier darf als einflußreicher, bedeutender Zeitgenosse *Christoph Trümpi* genannt werden. Es ist merkwürdig, wie lange dieser um sein Land verdiente Glarner auf seine Biographie hat warten müssen. Doch liegt sie nun vor, will des Pfarrer-Chronisten Persönlichkeit würdigen, will vor allem seine geistige Position in seiner Zeit feststellen.

Von leider nur sehr wenigen glarnerischen repräsentativen Gebildeten aus älterer Zeit sind wir in der Lage, ein zuverlässiges und umfassendes Bild ihrer geistigen Haltung gegenüber Leben, Welt und Ewigkeit zu rekonstruieren. Dessen eingedenk, daß sowohl Trümpis Chronik als auch seine Predigten längst vergriffen, daß vor allem letztere selten geworden, daß seine «Zusätze» zur Chronik nur handschriftlich vorhanden sind, schien es uns wohlangebracht, selbst auf die Gefahr vereinzelter Wiederholungen hin, dem kritischen einen Trümpis Gedanken objektiv referierenden und interpretierenden Teil vorzuschicken, wodurch der geistige Habitus der Persönlichkeit nur um so plastischer in Erscheinung treten kann.

Wie die Synodalprotokolle unmißverständlich dartun, schoben die weltlichen Assessoren (das heißt die Vertreter der Regierung) Anregungen, Klagen und Beschwerden der Synode nur allzuoft «in ihren Sack», ohne daß sie nachher «eiffrig ponderiert und zu verlangter Satisfaction eines ehrw. Ministerii decidiert und liquidiert» wurden. Was Trümpi in seiner gedruckten Chronik, in seinen gedruckten Predigten niederlegte, konnte nicht totgeschwiegen werden

und erfreute sich größerer Reichweite. Aus diesem Grunde wird in dieser Arbeit mehr auf jene Drucke als auf die Synodalprotokolle abgestellt.

Es dürfte kaum jemanden wundern, daß in der Biographie von Pfarrer Christoph Trümpi das Religiöse, Theologische, Kirchliche nicht bloß nebenher zur Erwähnung gelangt. «Wenn unsere landläufige Historie und Literaturgeschichte an den religiösen Faktoren des 18. Jahrhunderts mit vornehmer Geringschätzung vorüberzugehen pflegt, so geschieht das zu ihrem Schaden. Einige der originalsten Persönlichkeiten dieser Epoche lebten sozusagen ausschließlich der Religion, und für das reformierte Schweizervolk als Ganzes bedeutete sie die unverrückbare Grundlage ihres Empfindens und Denkens.» (Paul Wernle, 1923)

# CHRISTOPH TRÜMPI PFARRER UND CHRONIST

## Biographie

Christoph Trümpi erblickte das Licht der Welt am 12. Dezember 1739 als Erstgeborener aus der 1738 geschlossenen zweiten Ehe des Rats Herrn *David Trümpi* von Niederurnen mit *Elisabeth Giger* von Neßlau, des Ammanns Johann selig. Der Neugeborene, ein Enkel des vormaligen Pfarrherrn von Niederurnen, wurde getauft von seinem Onkel *Johann Melchior Trümpi*, seit 1734 Pfarrer in Niederurnen. Diesem Onkel, als «dem Lehrer und Führer» seiner Jugend, als dem «beständigen Vorbild und Freund» blieb der Neffe zeitlebens in herzlicher Dankbarkeit zugetan und charakterisierte ihn 1780 u.a. mit folgenden Worten: «Liebe zur Ordnung, Sanftmut, Bescheidenheit, Rechtschaffenheit in voller Nathanaels-Lauterkeit» zeichneten ihn aus. «Seine Ueberzeugung von der Religion und sein Eifer für ein tätiges Christentum waren herzlich und warm. Er besaß eine feine Gelehrtheit in Sprachen und Wissenschaften. Mächtig war er in der H. Schrift. Die Naturbegebenheiten bemerkte er sorgfältig. In unserer vaterländischen Geschichte und der Genealogie war er sehr stark.»

Von diesem seinem Onkel ward Christoph Trümpi zum Eintritt ins Zürcher «Carolinum» vorbereitet, welche berühmte Lehranstalt für Philologie, Theologie und Philosophie am Großmünster der Student eher schon 1753 als erst im darauffolgenden Jahre bezogen haben dürfte. Seine hauptsächlichen Lehrer waren hier *Zimmermann* und *Breitinger*. Nachdem Trümpi 1756 «mit größtem Lob» in Zürich unter die V. D. Ministros und hernach in die glarnerische Synode aufgenommen worden war, wählte ihn 1757 die Gemeinde Schwanden zu ihrem Diakon «mit der Erläuterung, daß er alternatim mit Hr. Pfarrherr die Officia und Funktionen» besorge.

Am 10. März 1763 schloß Christoph Trümpi den Bund der Ehe mit *Maria Magdalena Tschudi* (17. 9. 1740 bis 12. 5. 1800), Tochter des Ratsherrn, Schulvogt, usw. *Abraham Tschudi* und der *Martha Blumer* von und in Schwanden. Im Laufe der Jahre 1764—1780 gingen aus dieser Ehe ein volles Dutzend Kinder, sechs Knaben und sechs Mädchen hervor, worunter 1766 *David*, nachmals Pfarrer in Berlingen (Thurgau), und 1773 *Christoph*, nachmals Dr. med. in Glarus.

Zum eigentlichen Schicksalsjahr wurde für den Schwander Diakon das Jahr 1768. Am 27. April alten Kalenders eröffnete Trümpi die evangelische Landsgemeinde zu Schwanden «mit einer sehr erbaulich und gründlichen Predigt» über die Psalmworte: «Gewißlich ist sein Heil nahe bey denen, die ihn fürchten, daß in unserm Land Ehre wohne.» Nach Anleitung dieses Textes «stellte er vor: die wahre Ehre eines Landes und Volkes bestehe

1. in der Hochachtung der wahren Religion und Ausübung der Tugend,
2. in gewissenhafter Erfüllung der besonderen Standespflichten, sowohl der Obrigkeiten als Hausväter,
3. in Pflanzung des edlen Friedens, Ruhe und Eintracht,
4. in Errichtung, Beobachtung und Handhabung guter Gesetzen und Stiftungen. Diesere Sätze eignete er mit vielem Nachdruck auf das Oberkeitliche- und Predigeramt, und dann auf das Landvolk zu, und endigte mit kräftigen Wünschen für das Heil und Ehre des Vaterlands».

Durch Vermittlung von Pfarrer *Joh. Ulrich Legler* in Luchsingen gelangte die Predigt in die Hände von Pfarrer Oeri in Erlenbach, der den Auftrag hatte, sie zu «freimütiger Beurteilung» an *J. C. Lavater* zu übergeben. «Sie ist» — so bemerkt Trümpi in seinem Briefe an diesen — «mit ziemlichem Beifall gehört worden, aber ohne Frucht des Eindrucks [geblieben]. Zum Druck ist sie auch gar nicht bestimmt . . .»

Der amtlich und, wie wir gleich sehen werden, auch außeramtlich vielbeschäftigte Schwander Diakon erfreute sich keiner robusten Gesundheit und sah sich als ein noch nicht Dreißigjähriger im Sommer des gleichen Jahres 1768 genötigt, eine Badekur in Pfäfers zu machen. Kaum zurückgekehrt, verlor Trümpi seinen seit mehreren Jahren bei ihm in Schwanden wohnhaft gewesenen, verwitweten Vater

durch den Tod, welches Erlebnis ihn um so härter treffen mußte, als diesem Verluste der seines nahen Zürcher Freundes *Felix Heß* vorgegangen war. Auch der nun anhebende, nicht sehr rege geführte Briefwechsel mit Hessens Freund *J. C. Lavater* in Zürich konnte Trümpi nicht entschädigen für den gewaltsam abgeschnittenen, intimen brieflichen und persönlichen Verkehr mit Heß. Um so wohlthätiger mußte er die Zuneigung seiner Mitbürger empfinden, wie sie sich äußerte zum Beispiel 1771 in der Verleihung des Tagwenrechts unter der Bedingung, daß der also Geehrte «lebenslang bey der gemeind bleiben» solle.

Unter der oben erwähnten außeramtlichen Beschäftigung Trümpis verstanden wir in erster Linie seine landeskundlichen Forschungen.

Es dürfte im Jahre 1763 gewesen sein, daß Pfr. *Joh. Konrad Fäsi* in Uetikon sich an Landsfähdricht *Cosmus Heer* in Glarus wandte mit der Bitte um dessen Mitarbeit an Fäsiss geplanter «Staats- und Erd-Beschreibung der Helvet. Eidgenossenschaft». Der wohl starker Geistes-, nicht aber ähnlicher Körperkräfte sich erfreuende Heer gab die Bitte weiter an Diakon Trümpi in Schwanden. «Die erste kleine Bemühung» bei der Ausführung des angenommenen Auftrages muß diesem viel Lust und Freude gewährt haben. Sie wurden ihm Fittiche zu einer neuen Tat — zur erwünschten Fortsetzung der nur bis 1714 reichenden *Glarner-Chronik* von Johann Heinrich Tschudi. Nachdem Trümpi seinen «Versuch über die neuere Geschichten des Lands» beendet und ihn seinen Freunden zur Prüfung unterbreitet hatte, beredeten ihn diese — worunter zweifellos sich auch der von Trümpi hochgeschätzte Landsfähdricht Heer befand — auch J. H. Tschudis vergriffene ältere Geschichte des Landes Glarus «neu zu beleuchten». Obschon er diese Arbeit lieber von einem «Kenner», von Chorherr *Jh. Jb. Tschudi* in Glarus, getan gesehen hätte, machte Trümpi sich doch ans Werk und durfte nach Abschluß seiner Arbeit dieser am sechsten Herbstmonat 1773 die Dedikation an die Landesväter voranstellen. Wie aus dem dort auf den Seiten 687/688 Mitgeteilten zu entnehmen ist, hat der Verfasser im folgenden Frühjahr sein zurzeit wohl schon teilweise gesetztes Manuskript noch um einige Ergänzungen bereichert. Bald darauf erschien die «Neuere Glarner-Chronik», in sich begreifend «I. Genaue Beschreibung des Stands und Lands Glarus, mit einer Landcharte — II. Kurzer Abriß der älteren



Geschichten — III. Neuere Geschichten . . . samt einem Anhang. Zusammengetragen von Christoph Trümpi, Diener des Wortes Gottes, an der Kirch zu Schwanden, in Verlag Heinrich Steiners und Comp. in Winterthur, und der Herren Buchbinder in Glarus 1774». Die Widmung des Werkes wurde von den «Gnädigen Herren und Oberen des Evang. Stands Glarus» freundlich aufgenommen und dem Verfasser «ein Präsent von 10 neuen Dublonen bestimmt». Wie den zürcherischen «Monatlichen Nachrichten» zu entnehmen ist, figurierte Trümpis Chronik unter den Schützenpreisen des an den traditionellen «Knaben-Schießent» sich anschließenden «Ehren-Schießent der Herren Studiosorum» vom 30. August 1774. Wenige Tage vorher hatte der Schwander Diakon und Historiker noch «in der Nähe und im Umfang von Zürich» geweilt, hatte insofern aber enttäuscht wieder heimkehren müssen, als seiner «genährten Hoffnung» nach «Umar- mung meines 1. Lavater» keine Erfüllung beschieden worden war. Trümpis leiser Vorwurf: «Ihre Freunde werden Ihnen doch auch von mir gesagt haben . . .» läßt darauf schließen, daß der überschwängliche Lavater dem beträchtlich nüchterneren Kollegen aus dem Glarnerland sich entzogen hat.

Wie bereits Gottfried Heer mitgeteilt hat, ist Trümpi «glarnerischer Korrespondent» für die «Monatlichen Nachrichten» gewesen. Da einerseits im Nekrolog auf den Landammann *Johann Peter Zwicky* von Glarus (1692—1779) in besagter zürcherischer Zeitung von diesem zu lesen steht: «Er starb im 88. Jahr satt an Leben, Reichtum und Ehre» — da andererseits in Trümpis Landsgemeindepredigt vom Frühling 1780 gelegentlich einer Erinnerung an eben jenen Landammann wiederum die Wendung «Lebens, Reichtums und Ehre satt» sich findet, darf wohl dieser Parallelismus die Heersche Angabe dahin präzisieren, daß wirklich im Jahre 1779 Trümpi noch die «Monatlichen Nachrichten» mit Korrespondenzen aus dem Glarnerlande beliefert hat. Das steigende Ansehen des Schwander Diakons in seinem engeren Vaterlande ist durch die Tatsache belegt, daß dieser inzwischen (1777) zum evangelischen Landrat und Chorrichter erwählt worden war.

Während der nächsten Jahre beschäftigte Trümpi sich u. a. mit der Sichtung seiner Predigten, gedachte er doch einige davon im Druck erscheinen zu lassen. Seine Absicht, mit dem Büchlein dem greisen Onkel, Dekan Johann Melchior Trümpi in Niederurnen, eine

Freude bereiten zu können, konnte der Neffe zu seiner aufrichtigen Bekümmernis nicht ausführen, weil ihm dieser väterliche Freund am 24. August 1780 durch den Tod entrissen wurde. Bald nach diesem schmerzlichen Erlebnis sah Christoph Trümpi sich zu einem Kuraufenthalt in St. Moritz genötigt. Ob er ahnte, daß dies seine letzte Reise war? Kaum nach Hause zurückgekehrt, raffte auch ihn der Tod hinweg am 31. August 1781.

### Einfluß des Carolinums

In der Zeit, da der junge Trümpi zu den Füßen Zimmermanns und Breitingers saß, hatte in Zürich der Geist der Aufklärung bereits die starre alte Orthodoxie entscheidend erweicht, und es hatte eine Epoche ruhig-stetiger Weiterentwicklung im Sinne des neuen Geistes eingesetzt. Immerhin vertraten sowohl Zimmermann als Breitinger die von Wernle als «Vernünftige Orthodoxie» bezeichnete Theologie. Diese erweist sich als «seltsame Mischung alter und neuer Gedanken, so recht eine Theologie des Uebergangs von der Orthodoxie zur Aufklärung, eine Wahrerin des alten Erbes und Vorbereiterin der Revolution». Gewiß verlegte sie hinsichtlich des Christentums das Schwergewicht auf seine sittlichen und vernünftigen Elemente, doch muß dessen ungeachtet die eigentliche Grundrichtung der vernünftigen Orthodoxie als konservativ bezeichnet werden. Denn die Kontinuität mit der alten Dogmatik wurde aufrechterhalten, und bis zuletzt betonte man mit äußerstem Nachdruck das Uebernatürliche und Wunderbare sowohl in der biblischen Offenbarung als im Leben Jesu.

Johann Jacob Breitinger (1701—1776), Lehrer für Hebräisch, Griechisch, Logik und Rhetorik, der Freund und Mitarbeiter Bodmers, führte die theologische Jugend in feinsinniger Art durch den Geist der griechischen und lateinischen Antike in die Bibel ein. Mit den Engländern wirkte er als Homer-Apostel und als dessen Verteidiger gegen die Franzosen. Vom Geschmack und von der Philosophie und nicht von der Bestreitung einzelner Dogmen erhoffte Breitinger die Reinigung von Theologie und Religion. Er unterließ nicht, seine Schüler in den Geist der Leibnizschen Philosophie einzuführen. Im übrigen warnte er seine Studenten davor, aus den Systemen zu schöpfen, hieß sie vielmehr, unabhängig von irgendwelchem Einfluß, die

Heilige Schrift zu erforschen nach den Grundsätzen nüchterner Exegese und unvoreingenommen vom Dogma. Breitinger weckte in seinen Schülern einen tüchtigen philologischen und historischen Sinn und erzog sie in Wolffschem Geiste zu einer neuen Gründlichkeit, zu beinahe pedantischer Sorgfalt des Forschens.

Die aus der Schule der vernünftig-orthodoxen Breitinger and Zimmermann hervorgehenden Geistlichen sollten in der Praxis vorteilhaft vor den Anhängern der alten Schule sich auszeichnen, in der Predigt sich aller Geschmacklosigkeiten, im Unterricht sich frostiger Kaltsinnigkeit enthalten. «Woher kommt's?» — fragt Breitinger — «daß fast durchgehends in unsern Tagen die Religion in solch geringer Achtung steht? Woher anders, als daß die Religionsunterweisung in den Schulen auf eine so frostige und kaltsinnige Weise behandelt wird.»

Unbeschadet größter Aufgeschlossenheit für die von seiner Zeit aufgeworfenen Probleme war Breitinger, der Bewunderer Newtons, annoch ein voller Christ. Er betonte die Möglichkeit einer über die Vernunft hinausgehenden göttlichen Offenbarung, erkannte die Wichtigkeit und Notwendigkeit des Wunderbaren in der christlichen Religion, erkannte als Hauptvorzug des Evangeliums die Offenbarung eines Versöhnungsmittels, kraft dessen Gott ohne Schädigung seiner Gerechtigkeit die Sünden vergeben kann (Wernle).

Auch Johann Jakob Zimmermann (1695—1757), Professor für Naturrecht und Kirchengeschichte, der erste, welcher in Zürich das Denken in der Theologie aufgebracht hatte, und «der ausschlaggebende Erzieher des ganzen jüngern Theologengeschlechts, das bis gegen Ende des Jahrhunderts in Zürich dominierte, rief seine Schüler in alt-humanistischem Geiste vom Künstlichen zum Einfachen, von den theologischen Systemen zur Bibellehre zurück. Ohne die orthodoxen Dogmen zu bekämpfen, entzog er ihnen die Grundlage und verscheuchte den Geist intoleranten Ketzermachens aus den Herzen seiner Zuhörer. Unaufhörlich drang er darauf, daß man die Hauptpunkte der natürlichen und der geoffenbarten Religion, die Fundamentalwahrheiten, kräftig voranstelle und das Nebensächliche und weniger Wichtige im Hintergrund behalte».

Von der Wahrheit und Ueberlegenheit der geoffenbarten über die natürliche Religion war Zimmermann überzeugt. Er glaubte den Augenzeugen der Auferstehung, glaubte wie Breitinger an die Wun-

der der Bibel und im Leben Jesu. Als wichtigste Offenbarung erkannte er die Lehre vom Erlösungswerk Christi.

Als Arminianer wehrte er sich energisch für die Erhaltung der menschlichen Freiheit auch im Stand der Sünde. Er betonte den praktischen Charakter der christlichen Religion und lehrte: «Töricht ist der Ruhm dessen, was wir lernen und lehren, wenn es nicht nützlich ist.»

Mit Breitinger erblickte auch Zimmermann die Hauptursache des Aufkommens von Deismus und Atheismus in den Sünden und Schwächen der christlichen Theologie, in den Mängeln der Predigtweise und des Jugendunterrichtes. Kanzelberedsamkeit und Unterrichtsmethodik zu heben, war ein Hauptanliegen seiner Lehrtätigkeit. Er riet seinen Schülern, die Religion als etwas Liebenswertes, mit der Vernunft Uebereinstimmendes und von Gott zur Glückseligkeit der Menschen dieses Gegebenes darzustellen. Er bekämpfte das zuviele Memorieren, besonders wenn es sich um Nicht-Verstandenes handelte, und drang darauf, mehr als das Gedächtnis das Urteil zu bilden. (Wernle).

### **Trümpis Religiosität, Theologie und Ethik**

Das religiöse Talent dürfte Trümpi mit in die Wiege gegeben und, ganz im Sinne seiner eigenen späteren Pädagogik, durch seine Angehörigen frühzeitig schon gefördert worden sein. Wie sehr die Heilsbotschaft ihm Sache des Herzens gewesen sein muß, geht zum Beispiel aus der in seinen Predigten immer wieder anzutreffenden Redensart vom «lieben» Neuen Testament hervor. Sein Glaube fand sich wohl von Reflexionen gestützt, gründete sich aber nicht auf sie, sondern war im Gemüt verankert; er gründete sich auf das innere Erlebnis eines persönlichen Gottes und auf seine Erfahrung des Schriftwortes als einer «Kraft Gottes zum Heil», und es kann kein Zweifel herrschen hinsichtlich der Unmittelbarkeit und Selbständigkeit seines religiösen Lebens. Anfechtungen des Glaubens war er kaum jemals ausgesetzt. Was ihn und seinen vertrauten Freund *Felix Heß* immer wieder tief beunruhigte, war «die Schwäche unseres moralischen Zustands».

Von der «letztlich vom Humanismus geleiteten, aber gegen die christlichen Dogmen pietätvollen Bibelauslegung lebte» — nach

Wernles Versicherung — «das ganze Theologengeschlecht, das ein Zimmermann großgezogen hatte, noch ein Jahrzehnt nach seinem Tode.» Für die meisten der durch seine und Breitingers Schule gegangenen Pfarrer dürfen wir — so meint Wernle weiter — «unbedenklich die Denkweise ihrer Lehrer voraussetzen, mit deren fester Zusammenfügung der natürlichen und der geoffenbarten Religion, mit deren vorsichtiger, ja eben pietätvoller Haltung gegenüber den bestehenden kirchlichen Institutionen.»

Hinsichtlich Christof Trümpis theologischer Einstellung können wir Wernles Behauptung ohne Zögern bestätigen, erweist sich Trümpi doch in seinen Predigten zweifellos als ein Vertreter der vernünftigh-orthodoxen Theologie. Da letztere indessen keineswegs eine allen ihren Anhängern genau gleich sitzende geistliche Uniform bedeutet, sei im Folgenden die Trümpische Schattierung dieser «Theologie des Uebergangs» skizziert, und zwar zunächst durch Anführung ihrer *konservativen* Elemente.

Trümpis Religion ist ein ausgesprochenes Bibelchristentum, bei unzweideutiger Bevorzugung des Neuen Testamentes. Die Bibel bedeutet für ihn das Wort Gottes im ganz strengen Sinne, woraus von selbst ihre unantastbare Autorität erhellt. Die Geschichtlichkeit Jesu und seiner Werke, einschließlich seiner Wundertaten, ist ihm durch das Zeugnis der Jünger und Apostel genügend erhärtet. «Wie die Hand Gottes in seinen Werken unnachahmlich, so auch in seinem Worte. Das Wort Gottes hat eine eigene Würde, Majestät, Erhabenheit und Einfalt, die der Offenbarung des Vaters und des Eingebornen vom Vater geziemen . . . Also hat noch kein Mensch geredet.»

Gottes, des Vaters, Wille ist dem Menschenkinde kundgetan einerseits in der Bibel, andererseits im Gewissen. Den Willen des Vaters zu erfüllen, ist des Kindes Gehorsamkeitspflicht. In der Nichterfüllung dieser seiner Pflicht erfährt sich der Mensch als Sünder: er ist «ein Nichts vor Gott». Des eingebornen Sohnes Opfertod versöhnt den himmlischen Vater mit seinen sündigen Kindern. Durch kein Verdienst, allein durch den Glauben an Jesus Christus vermag sich der Sünder zu rechtfertigen; durch göttliche Gnade allein kann ihm Vergebung und Erlösung zuteil werden. Der durch seinen Glauben Gerechtfertigte geht nach seinem Tode, nach der Lösung der irdischen Bindung «Leibs und der Seele», ein in die ewige, himmlische Seligkeit — «in jene prächtigen und erhabenen Gegenden entzückender



Freuden», wo «der Glanz der Tugenden des Frommen sich enthüllt zu einer leuchtenden Sonne»; der Verdammte geht ein in die ewige Verdammnis der Hölle, wo «Leib und Seele verderben», wo «die entdeckte Schande des Lasters zum ewigen Abscheu gebrandmarkt» wird.

Die Summe der Religion besteht nach Trümpi aus Gotteserkenntnis, Gottesliebe und Nächstenliebe. Ziel des Menschen ist das Jenseits.

Seine zwischen konservativer und aufgeklärter Haltung *vermittelnde* Einstellung wird belegt durch die nachfolgend angeführten Ansichten Trümpis: Geht, wie schon gesagt, das Bibelwort dem Menschenwort vor, so gebührt ihm auch der Vorrang vor den Dogmen! Wir können denn auch in des Schwander Diakons Predigten nur deren drei entdecken, auf die er sich beruft: auf die Dogmen der Verbalinspiration, der Trinität und der Vorsehung.

Hatte noch J. H. Tschudi in Dedikation und Vorrede seiner Chronik das Dogma von der Schwächung der Menschheit durch den paradiesischen Sündenfall vertreten, so geht Christof Trümpi stillschweigend darüber hinweg. Er läßt den Leser seiner Chronik auch seine Befriedigung darüber mitfühlen, daß die 1675 aufgestellte «Formula consensus» — in welcher die Geistlichen auf die Dogmen der Orthodoxie verpflichtet wurden — «in dem Lauf der Zeit . . . auch in Glarus auf die Seite gelegt» worden sei. Daß, wie eines jener Dogmen wollte, Christus sich nur eines Teils der Menschheit habe erbarmen wollen, scheint ihm eine anmaßliche Behauptung. Gleich seinem Lehrer Zimmermann zählt er das ganze Prädestinationsproblem zu «den überstiegenen Fragen über die verborgenen Ratschlüsse des Höchsten», gleich Zimmermann erblickt er den Menschen als mit freiem Willen begabt und vertritt dementsprechend eine Föderaltheologie, nach welcher die Erlösung des Menschen durch ein System des Zusammenwirkens von Gott und Mensch, von Gnade und freiem Willen bewirkt wird. Es sieht sich nämlich der Mensch von seinem himmlischen Vater zur ewigen Glückseligkeit eingeladen und aufgefordert, was der Mensch seinem freien Willen gemäß dankbar annehmen, hochmütig ablehnen oder auch leichtsinnig ignorieren kann.

Die für den Christen maßgebliche und höchste *Tugendlehre* ist die von Gott in den Heiligen Schriften offenbarte. «Die Anweisung, Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubeten, am liebsten im verschlossenen Kämmerlein sein Herz vor Gott aufzuschließen, jeden

unkeuschen Anblick und Wunsch zu verdammen, das Böse mit Gutem zu überwinden, Gott über alles und den Nächsten wie sich selbst zu lieben, ist die vorzügliche Tugendlehre des Neuen Testaments, über alles so erhaben, wie die Sonne über die Sterne.» Gewiß haben «Sokrates, Cicero, Plato, Seneka und andere herrlich schön über die menschlichen Pflichten gedacht und geschrieben». Aber zum Beispiel «der tugendhafte Mann des Cicero hört auf, Menschen zu lieben, wenn er durch Ungerechtigkeit gereizt wird, und kennet die kindliche Liebe gegen Gott gar nicht.» Auch alles, was seither hinsichtlich der Tugend gelehrt und gefordert worden ist, ist unvollkommenes Menschenwerk, und es sind «menschliche Gesätze und Rechte durch das göttliche, vollkommene in allen Fällen [zu] verbessern: was ihr wolle, daß euch die Leute tun sollen, das tut auch ihnen. Math. 7».

Die Gebote der christlichen Tugendlehre hat — nach altreformierter und auch nach Trümpis Ueberzeugung — der Mensch zu erfüllen, weil sie letztlich von Gott stammen. Obschon diese Verpflichtung einer noch anderweitigen Begründung nicht bedarf, weist Trümpi in aristotelischem Geiste darauf hin, daß zum Beispiel die Forderung nach Nächstenliebe für den Nachdenkenden sich aus der Erkenntnis ergeben muß, daß der Mensch zum Gemeinschaftswesen erschaffen ist. «Die ewige Weisheit hat den Menschen so gebildet, hat solche Bedürfnisse uns beigelegt, auch solche Triebe und Anlagen in uns gepflanzt, durch die wir zum gesellschaftlichen Leben bestimmt und geleitet werden. Und nur dann erfüllt auch jeder Mensch seine Bestimmung, wenn er nicht bloß für sich lebt, denkt und handelt, sondern es fühlet, daß er auch für andre zu leben, seinen Mitmenschen zu dienen und nützlich zu sein, geschaffen sei . . . Der Vater alles Guten hat diese Verhältnisse eines Menschen gegen den andern und gegen das ganze Geschlecht also eingerichtet, daß die so weit sich erstreckende Gemeinschaft aller Menschen von einem allgemeinen Geist der Liebe belebt und erwärmet werden sollte.»

Und noch von einer dritten Seite her wird speziell an den Glarner die Forderung nach Tugend erhoben! Vermutlich in Abhängigkeit von *Montesquieu* erinnert Trümpi seine Mitbürger daran, daß «die Tugend . . . die Republikaner beherrschen» muß.

Durchaus beiläufig schickt Trümpi seiner strikten Forderung nach Pflichtgehorsam den eudämonistischen Trost nach, daß ein gottseliger Wandel nicht nur Verheißung des zukünftigen Lebens hat,

sondern daß er zugleich auch zur «bürgerlichen Glückseligkeit» führt.

Ihre Hauptkraft gewinnt die strenge, altreformierte Moral, welche unbeschadet dieses eudämonistischen, vernünftig-orthodoxen Einschlages wesentlich auch diejenige Trümpis war, aus den evangelischen Verheißungen und Drohungen.

Eine besondere Form der Nächstenliebe ist die religiöse Duldung, die Toleranz. Gewiß bedeutet dem Zwingli besonderen Dank schuldigen Glarner das Evangelium ein «kostbares Erb». Indessen erfreuen sich hiezulande beide Glaubensparteien auch «der besten menschlichen Freiheit, der Gewissensfreiheit», und nach bestehender Verfassung soll jeder «in der Freiheit seines Gottesdiensts ungekränkt bleiben...» Es ist tolerante Gesinnung insofern also auch eine patriotische Tugend, als sie eines Landes innern Wohlstand fördert. «Was kann doch Vernünftigeres und Edlers sein», als nach dem «prächtigen Symbolo des vortrefflichen Witsii\*» leben: «In necessariis unitas — in minus necessariis libertas, in omnibus modestia et charitas» — so beteuert Trümpi 1778 in seinem Nekrolog auf Dekan Fridolin Zwicky.

### Naturansicht, Lebens- und Weltanschauung

Die *Natur* wird von Trümpi begriffen «als die göttliche Einrichtung der Dinge, die zwar [von Anfang an] mit vollkommener Weisheit befestigt ist, aber immer unter der freien Macht des Höchsten stehet, der den Zügel in seiner Hand behält und alles schaffet, was er will». So ist Gott jederzeit der Herr der Winde, Herr der Wolken, jener «hängenden Meere, die in der obern Luftgegend schwimmen, getragen auf den Flügeln der Winde». Zwar wissen «die Weltweisen und Naturforscher verschiedenes gründlich und mit der Erfahrung übereinstimmendes von der Erzeugung der Wolken und Dünste, dem Ursprung der Winde und ihrer Stärke zu bemerken». Aber ihrer keiner kann bestreiten, daß «der Herr der Natur bei den und diesen Wirkungen und Begebenheiten der Wolken des Himmels unmittelbar uns den Finger seiner Gottheit zeige». Mit Hiob ist Trümpi der Ueberzeugung: Winde und Wolken fahren «hin und her, nach seiner An-

---

\* Hermanns Witsius (1636—1708) Theologieprofessor im Utrecht und Leyden.



ordnung, daß sie alles verrichten, was er ihnen befiehlt, auf dem bewohnten Erdboden: es seie, daß er ein Land strafen, oder [ihm] Guttat erweisen wolle». Es wäre zum Beispiel gelegentlich der großen Feuersbrunst vom Jahre 1713 vergebliche Mühe der Einwohner Soos geblieben, ihr Dörfchen zu retten, «wann nicht der Herr der Natur dem Wind fast plötzlich geboten [hätte], stille zu sein».

«Alle Einrichtungen in der Natur sind weise und gütig, sie sind nützliche Anstalten des Segens, sind Beweise der wohltätigen Hand des Schöpfers.» Was wäre zum Beispiel «alles Pflanzen der Menschen, wie lange könnte hier und dort ihr künstliches Wässern dauern, wenn Gott den Himmel, der über unserm Haupt ist, würde wie Eisen und dadurch auch die Erde wie Erz machen? . . . Diese gehäuften Schläge des Donners, diese Ströme des blitzenden Feuers reinigen die Lüfte und verzehren die brennbaren Dünste, die bald dem Atem des Lebens der Menschen und anderer Geschöpfe auf Erden pestilenzialisch und tödlich werden könnten».

Erhebt der Regenbogen, als Bestätigung der göttlichen Versicherung, die Erde solle künftig nicht mehr durch Wasserfluten zerstört werden, den Mut Trümpis, so können die Kometen diesen nicht mehr niederdrücken; denn «Cometen sind Gestirne, die Gottes Macht und Herrlichkeit predigen, aber keine Zornruten des Höchsten».

Die «Erdbidem» (masculinum) deutet Trümpi mit J. H. Tschudi und in sprachlicher Anlehnung an diesen, als (Spreng-) «Minen der Natur, die uns an die Zerbrüchlichkeit der Erde und den großen Schöpfer der Natur mächtig erinnern». Aus den oben zu bemerkenden zahlreichen «Höhlen, Löchern, Schrunden» schließt Trümpi darauf, «daß unsere Gebürge von vielen, vermutlich tiefen, hin und her gehenden hohlen Gängen, Minen, durchlöchert seien. Aus den unten vorkommenden vielen Schwefel-Quellen des Lands, verschiedenen Salpeter-Gegenden, Oelblanken, einichen Eisengruben etc. sehen wir, daß viele mineralische, schweflichte und entzündbare Materien darin verborgen liegen. Wir leiten es daher, daß unser Land den Erdbidmen ziemlich stark unterworfen, und viele eigne Erschütterungen empfunden. Ich erkenne wirklich hierin die schon in die Natur gelegte Anstalten Gottes, unsre Erde mit Feur zu erschüttern und zu zerstören, an dem glorreichen Tag des Herrn, an welchem unsere bis in die Himmel sich erhebende Berge zerkrachen, die Element von Hitz aufgelöset werden, und die Erde samt den Werken darauf ver-

brünen wird. 2. Petr. 3». Nach Trümpis, allerdings nur indirekt ausgesprochener Meinung liegt der Anbruch jenes Tages in so weiter Ferne, daß vorher noch zahllose Geschlechter furchtlos ihrer Aufgabe obliegen können.

Ob nach Ansicht Scheuchzers die «versteinerte Meer- und Erd-Geschöpfe . . . uns von unsern Bergen die Sündflut Noah noch bezeugen sollen; oder nach neuern herrschenden Gedanken überhaupt daraus sich erhelle, daß unser Land einmal Meeresgrund gewesen, und durch den Wink des Allmächtigen, aus der Tiefe das Haupt emporgehoben, da sowohl die Achs, Centrum, der Mittelpunkt, als die Oberfläche der Erden, es sei nach und nach oder plötzlich, in der Sündflut, oder vor und nach verändert worden» — dies alles zu entscheiden, überläßt Trümpi andern. Zuletzt, dies ist der Unterton seiner Darlegungen, werden und müssen die Entdeckungen der Naturforscher das Bibelwort bestätigen.

Ist das Jenseits das Ziel des Menschen, so bedeutet das *Diesseits* für ihn Aufgabe und Prüfung: hier hat er seinen Glauben zu bewähren in seinem Lebenswandel. Dieser wird für ihn zur «Pilgerfahrt», die immerhin ihre «vernünftigen», das heißt von der Vernunft geregelten Freuden und Annehmlichkeiten hat, zu welchen allerdings nicht zum Beispiel die Lust am entbehrlichen «eitlen Geschmeid», noch die an «Bällen und derlei Tand» zählt, wohl aber etwa geselliger Genuß von Speis und Trank, Familien-, Buch- und Naturgenuß und speziell auch die Bergfreude. «In der Tat ist es ein allgemeiner Eindruck, den alle Menschen empfinden, daß man auf den hohen Bergen, wo die Luft rein und dünn ist, mehr Freiheit zu atmen, mehr Leichtigkeit im Körper, mehr Heiterkeit im Geist an sich spüret. Es scheint, als schwänge man sich über den Aufenthalt der Menschen empor und ließe darin alle mödrige und irdische Gesinnungen zurück und als nähme die Seele, je mehr man sich den ätherischen Gegenden nähert, etwas von ihrer unveränderlichen Reinigkeit an.» (Die Glarner Aelpler — meint Trümpi — seien für das erhabene Schauspiel, das auf einem hohen Berg sich bietet, leider aber unempfindlich!)

Trümpi ist sich allerdings nur zu klar darüber, daß für viele die «Pilgerfahrt» zu einem leidvollen Gang auf das Jenseitsziel hin wird. Wie dem aber auch sei: jedenfalls hat der Christ in den gegebenen

Verhältnissen die Tugenden seiner Religion zu beweisen — unter Umständen heroisch zu bewähren.

Wenn Gott über Schuldige und Unschuldige zum Beispiel «zerstörende Auftritte der Natur» verhängt, so mögen Nachdenkliche sich daran erinnern, daß selbst «die Besten und Wachsamsten können, wenn der Himmel immer heiter ist, wenn es immer wohl gehet, wenn nur Ströme des Segens aufeinanderfolgen, bisweilen einschlummern, den Wechsel der irdischen Dinge, die Vergänglichkeit und Ungewißheit zeitlicher Güter vergessen, ja selbst die lebhaft empfundene Abhängigkeit von Gott und seiner Gnade verlieren oder schwächen»; verlieren oder schwächen könnte sich sonst auch der «Geist des christlichen Mitleidens und Erbarmens».

Ehe ein irgendwie Geplagter in Klagen ausbricht, soll er sich fragen, ob er denn zuvor das Seinige zur Verhütung der Plage getan hat, indem doch «nichts natürlicher ist als . . . die Klugheit des gleichwohl Gott vertrauenden Josephs sich zum Beispiel leuchten zu lassen». Jedenfalls ist die Klage der Verzweiflung eine «nicht christliche Sprache», denn der Christ vertraut demutsvoll auf die ebenso weisen als «huldreichen Absichten» der ewigen Vorsehung, möge diese auch noch so oft in ihrer Unerforschlichkeit ihm Rätsel aufgeben. — Von Selbstmördern spricht Trümpi als von «Unglücklichen», die «teils von finsterer Schwermut, teils [von] sträflichen Affekten seien hingerissen worden».

Obwohl die «gegebenen Verhältnisse» als nur zeitliche und in der Zeit überdies oft recht unbeständige Verhältnisse, als Nichtigkeiten anzusehen sind, im Vergleich mit der ewigen Glückseligkeit oder Verdammnis, so steht dem Christen nach Trümpis Anschauung doch nichts im Wege, unangenehme in angenehmere Verhältnisse umzugestalten — unter der Voraussetzung allerdings, daß er sich hiebei christlich-erlaubter Mittel bediene.

Wer aber seine Notdurft befriedigen kann und ein nützliches Dasein fristet, darf zufrieden sein; wer in seinem ehrlichen Berufe mit der Hände Fleiß soviel Gutes schafft, daß er hat dem Dürftigen mitzuteilen, der soll sich glücklich schätzen! Was der Fromme von Gott erbitten darf, ist: «ein ruhiges und stilles Leben in Gottseligkeit und Ehrbarkeit» zu führen.

Der meisten Sinnen — hierüber gibt sich Trümpi keiner Täuschung hin — strebt über solche Zufriedenheit, über solches Glück

hinaus. «Das gerne reich-werden-wollen ist eine alte sehr allgemeine Krankheit der Welt», und es wird der Reichtum «oft nur aufgeopfert . . . Ueppigkeit, Pracht und Uebermut zu unterhalten.» Anstatt solch blendendem Schein zeitlichen Glücks nachzujagen, wäre es edler, «auf gute gemeinnützige Werke und Tugenden zu eifern, welches die beste Bahn der Ehre ist».

Trümpi fühlt sich zu den «Stillen im Lande» hingezogen, ziehen sie doch «ein gutes Gewissen, die Ruhe des Herzens, eine reine fromme Seele auch schon für dieses Leben allen scheinbaren (ins Auge fallenden) Verblendungen der Lüste und vermeinten Vorteilen des Lasters vor». Trümpi begreift die «Stillen im Lande» auch als Antipoden der Unzufriedenen und Unvernünftigen, als jene, die sich vorteilhaft abheben von der «Plebs», vom «gemeinen Haufen», vom «großen Haufen». Die zu letzterm Gehörigen sind speziell charakterisiert auch durch ihre «blinde Hitz». In so vielen Situationen, besonders auch bei der Erörterung von politischen Fragen, überhören sie die «Stimm der Ehrbarkeit», irren ab vom «stillen Weg der Vernunft». Die Stetigkeit der Evolution des Ganzen wird durch sie gefährdet. Der hitzige, unvernünftige große Haufen, statt von den das Ganze überblickenden und gerade darum auch zur Führung Berufenen sich leiten zu lassen, läßt sich nur zu leicht von «Schwätzern» verführen. Die «Stillen im Lande» sollten daher «als Stützen des häuslichen und öffentlichen Wohlstands», insbesondere auch von den Vätern des Landes geehrt werden, machen sie ihnen doch keinerlei Mühe und werden bei solcher Gesinnung «glücklich durch keine Geschäfte zu ihnen geführt».

Das glarnerische «gemeine Wesen» die *bürgerliche Gesellschaft* sieht Trümpi nach Unterschieden des Berufes, der Bildung, des Ansehns und Einflusses, ständisch geordnet in der Stufenleiter der Tagelöhner, Bauern, Kaufleute und Handwerker, der Geistlichen und der «Oberen», zu denen «die Regenten, Häupter, Räte und Richter» gehören.

Leider offenbaren sich die Stände, die «Classen» (!) gelegentlich als Interessen- und Kampfgemeinschaften. Es sollten aber «die rechtschaffenen Glieder des gemeinen Wesens, die verschiedenen Stände eines Volks niemalsen eigennützigen Absichten nur auf ihren besondern Vorteil, sowohl zum Nachteil anderer Stände und Klassen (!), als zur Verletzung der Ehre der öffentlichen Gerechtigkeit, die aller

[Bürger] Recht auf einer gleichen Wage abwägt, Platz geben . . . Gleichwie überhaupt ein Mensch des andern bedarf, also bedarf bei jedem Volk ein Stand der Menschen des andern, und kann keiner für sich allein bestehen . . . Jeder Stand ist genau mit dem andern und dem Ganzen verknüpft. In jedem Volk müssen zum gemeinen Besten alle Stände, alle Classen (!) der Menschen einander die Hand bieten . . . Da kann keine Trennung sein; wenn der Leib gesund sein soll, so müssen die Glieder gleiche Sorge für einander tragen . . . Aus der zusammenstimmenden Wirkung der Glieder entspringt dann der Wohlstand des Ganzen».

Als *Arbeit* anerkennt Trümpi von vornherein nur eine Beschäftigung, die wie unmittelbar dem Einzelnen, so mittelbar auch dem Ganzen förderlich ist. (Da seiner Meinung nach zum Beispiel «vergoldete Silber-Zieraten . . . eitles Geschmeid des Frauenzimmers» überflüssig ist und «könnte verschwinden», zählte Schwandens Diakon die Goldschmiede wohl kaum zu den nützlichen Arbeitern.)

Wie die beste «Quell der Nahrung», so ist die Arbeit auch ein Quell der Befriedigung, des Glücks der Menschen. Alle Glieder eines Gemeinwesens sind daher pflichtig, «den Segen des Verdiensts und der Nahrung . . . [zu] erhalten und vermehren». Kein zur Arbeit Tauglicher darf sich ihrer als einer letztlich gemeinnützigen Beschäftigung entziehen, und es ist «die Faulheit zu beschämen».

Der Kluge lebt nicht von der Hand in den Mund, sondern er hält sich an das «Spare in der Zeit, so hast du in der Not»; der Gute ist fleißig, damit ihm darüber hinaus etwas übrigbleibe, «den Dürftigen mitzuteilen». Es sind deshalb «nützliche Arbeit und häusliche Sparsamkeit rühmlich . . . Pracht und Müßiggang verächtlich». Ebenso wie die Faulenzer sind auch die «lüderlichen Taugenichtse und Verschwender» Schädlinge am Ganzen. Gewiß denkt Trümpi auch an sie, wenn er der Errichtung eines «heilsamen Zucht- und Arbeitshauses» das Wort redet.

Es ist eine der Aufgaben des Staates, Leben und Eigentum zu schützen; zu schützen das, «was Gott jedem auf den Wegen der Arbeitsamkeit, des Fleißes, des rechtmäßigen Erbes, des billigen Verdienstes und Gewinnstes in dem ehrlichen Berufe gibt». Noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts nahmen «beschnittene und unbeschnittene Juden» 8 % auf geliehenes Kapital. Seit 1656 bis auf den heutigen Tag (1774) wird nur noch ein Zins von 5 % als «billig und erlaubt»,



ein höherer «hingegen als druckender Wucher erkennt, der in unserem Land bei Ehr und Eid verboten ist». Was sind Wucherer und dergleichen anderes «als Pesten des gemeinen Wesens?»

«Billig» ist ein von Trümpi oft und gern gebrauchtes Adjektiv und ist charakteristisch für ihn. «Niemand denke so auf seinen eigenen Vorteil und Nutzen, daß er Recht und Billigkeit gegen den Mitbürger hintansetze. Ein «billiger» Zins, ein «billiger» Verdienst ist nicht jenachdem der niedrigste oder höchste aus einer gegebenen Situation herauszuschlagende, sondern ein den Umständen beider Kontrahenten in christlicher Weise Rechnung tragender. Da man, wie gesagt, «die unvollkommene menschliche Gesätze und Rechte durch das göttliche, vollkommene [Gesetz] in allen Fällen verbessern» soll, ist der «billige» Zinsfuß wohl dann und wann auch niedriger als der nur gesetzliche.

«Jeder bedarf zu seinem Wohl des andern. Also bedarf der Arme des Reichen, der seinen Fleiß, Arbeit und Kunst belohne, und der Reiche des Armen, ohne den er seinen Reichtum nicht nutzen könnte.» Möchten doch, mit Hilfe der Kraft des Wortes Gottes, das den Menschen «zufrieden in Armut, demütig im Reichtum» macht, die «Reichen ohne Stolz billig und gemeinnützig, unsere Armen ohne Neid und Feigheit, arbeitsam und dapper denken, reden und handeln. Keiner soll den andern verachten; denn keiner, der auch im niedrigsten Stande, als Tagelöhner, arbeitsam und ehrlich ist, verdient Verachtung. Jedem nützlichen und Gutes schaffenden Manne gehört Achtung».

«Der große Teil der Menschen im niedrigen Stande» lag dem Sohne Gottes, liegt auch Trümpi «so nahe am Herzen als der Kleine hervorschimrende». Dessen unbeschadet, ist Schwandens Diakon nicht gegen den Reichtum an sich eingestellt; was ihn bemüht, sind die Gefahren, die im Reichwerden-Wollen und im Reich-Sein liegen, sowie die Tatsache, daß der Luxus der Reichen «den ebenso eiteln, aber ärmern Mitbürgern ein Gegenstand des Neids» wird. Trümpi findet daher die 1779 ins Auge gefaßte Besteuerung hoher Kopfhäuben und Kutschen als gut und angemessen. Die jetzt (1780) aufkommenden Pelzröcke dagegen sieht er «obschon sie schon kostbar [sind] nicht ungern; sie sind unserm rauhen kalten Bergland angemessen, der Gesundheit zuträglich und kein eiteler Staat» wie das Geschmeid

der Frauen, aus dessen Erlös Trümpi gern das heilsame Zucht- und Arbeitshaus errichten möchte.

«Bessere Anstalten für wahre [würdige] Arme zu erzielen» ist so löblich als notwendig. «Es wäre zu wünschen, daß die Wichtigkeit derselben besser eingesehen würde.» Einsichtslose und hartherzige Reiche, denen eigene christliche Großmut nicht zu helfen befiehlt, sollen energisch dazu angehalten werden. Grundsätzlich will aber Trümpi in erster Linie «die Arbeit . . . ermunteret, den Bettel als ein (!) Samen alles Elends zurückgehalten» wissen; nur ins Unglück Geratene oder Arbeitsunfähige sollen die Mildtätigkeit ihrer Mitchristen in Anspruch nehmen dürfen.

Der Armut vorzubeugen und (so ergänzen wir gewiß im Sinne Trümpis) damit auch dem vorbeugend, daß der Arme erst in Schuld und hernach in Pein gerät, muß, «was Arbeit mit Verdienst verschafft . . . aufgemuntert werden». Den unternommenen «Bemühungen und Anstalten von Bandfabriken», von Fabriken aller Art widmet Trümpi daher seinen besten Wunsch des Wohlgelingens.

Viel zurückhaltender äußert er sich über die fremden Kriegsdienste, und sagt: «Bekannt ist, daß fremde Kriegsdienst als eine Nahrungsquelle der Schweizern angesehen werden . . . Der Catholische Stand Glarus ist sehr ansehnlich in Kriegsdiensten!» Es ist «nebst der Ehre und dem Ansehn verschiedener Familien, durch dieselben Leute von verschiednen Klassen Nahrung dargereicht worden und auch ins Land Geld in beträchtlichen Summen geflossen . . . Ich will in keine Untersuchung, ob dieselbe [Dienste] der Schweiz wirklich nötig, eintreten. Mein Entscheid darüber wäre zu nichts bedeutend, auch meine Einsicht zum Entscheid nicht hinlänglich». Wohl können «erfahrene Officiers . . . dem Vaterland für den ungewissen Lauf der Zeit, Anfechtung von Krieg, wichtig sein»; wohl scheint sich auch «mancher ungeschliffner Mensch . . . darin gebildet zu haben. Mancher dürfte aber auch mehr Anlaß gefunden haben, sich des vermeinten Zwangs der Tugend und guten Sitten zu entschütten». Immerhin: «Kein Beruf an sich selbst, kein Stand verführet einen Menschen.»

Eine schlechte Sache mit einem so schwachen, wenn auch zurzeit beliebten Argument verteidigen zu müssen, war Trümpis Strafe dafür, daß er nicht frisch und frank von der Leber weg redete. Aber durfte er die katholischen Häupter und Familien — «sehr ansehn-

lich in Kriegsdiensten» — rundweg herausfordern? — Um seine wahre Ansicht doch an den Mann zu bringen, erinnert Trümpi vorerst an Zwingli und Niklaus von der Flüe, und behilft sich sodann mit dem Kniff, seine Meinung einem namhaften Eid- und Zeitgenossen in den Mund zu legen. Auf Seite 442 seiner Glarner Chronik fanden deren Leser ein Lavatersches «Schweizerlied» eingerückt und konnten ihm die Mahnung entnehmen: «Sucht bei keinem fremden Heere, sucht nur in der Freiheit Ehre!»

Die *Regimentsform* des glarnerischen «Freistaates», nach welcher der höchste Gewalt «bei dem zusammenberufenen Landsmann stehet», erkennt Trümpi als «wahre, eigentliche Demokratie oder Republik». Es wird in dieser Demokratie, was des Staates ist, besorgt «mit eben der Richtigkeit, Ansehn und Gewalt als in Aristokratien», welche «die gute Ordnung unserer Justiz kaum sich begreiflich machen wollen». Es versäumt die Landsgemeinde, der Souverän, nicht seine Pflicht, immer wieder «an seiner Polizei-Verfassung und Gesetzen zu verbessern, oder seinen Gebrechen heilsame Dämme» zu setzen. So haben zum Beispiel schon im vorigen Jahrhundert «unsere Väter durch Einführung des Looses rühmlich den Ehrgeiz zu zäumen sich angelegen sein lassen. Diese Satzung des Looses wird auch unserm Vaterland ewig heilig bleiben». Es sind «heilsame und billige Gesetze . . . das Glück eines Volks». Die glarnerischen «Satz- und Ordnungen» dürfen als «gewiß bestenteils recht gut» bezeichnet werden.

Die Institution des Appellationsgerichtes ist für Trümpi eine «Anleitung, Rechtsprozesse zu verlängern, und in großen Kosten erdrückend zu machen». Mit sichtlicher Genugtuung bekennt er: sie «ist uns unbekannt».

«Die arbeitsamen und nützlichen Hände und die, die Last und Hitze des Tages tragende Füße der Bürger des gemeinen Wesens bedürfen eines Hauptes, dessen wachende und sehende Augen das Ganze bemerken und mit dem allgemeinen Einfluß» eines die Gesetze «mit Billigkeit, aber ohne Feigheit» handhabenden «klugen und gerechten Regiments, durch alle Teile Ruhe, Ordnung, Friede und Glückseligkeit ausbreiten . . . auch bei unsern Eids- und Bundesgenossen die Achtung und das Zutrauen unsers Stands befestigen . . . Augenscheinlich ist das bürgerliche Regiment . . . nötig zur bessern Sicherheit des Lebens und Eigentums; zum Schirm wider Unrecht und Ge-



walt, zum Antrieb des menschlichen Fleißes, der nur Schutz nötig hat, und dann sich selbst belohnt; zur Erweiterung der Erkenntnis und Aufmunterung aller nützlichen Künste; und überhaupt zur Erhebung, Verbesserung und Beschützung der innern häuslichen Verbindungen, ja, aller gesellschaftlichen Anlagen und Tugenden, also zur Beförderung der besondern und öffentlichen Glückseligkeit der Menschen. Auch die Religion, die Erkenntnis und Verehrung Gottes, der höchste Adel des Menschen, kann bei wilden Nationen, die kein bürgerlich Regiment kennen, weder mit ihrem heilsamen Licht leicht eindringen, noch wichtige Fortschritt machen.»

Wie aber könnte angesichts der Schwachheit aller, der Bosheit und Gewalttätigkeit vieler Menschen ein Regiment bestehn ohne Gewalt und ohne Strafe? Es ist aber «keine Gewalt, denn nur von Gott; die Gewalt aber, die da ist, ist von Gott verordnet. Röm. 13, 1. Gott hat also die obrigkeitliche Macht und Würde zum Besten der Menschen geheiligt . . . Die obrigkeitliche Gewalt ist also [derart] göttliche Anordnung, daß sie nach dem Muster der Regierung Gottes gebildet sei und geführt werde». Sie ist eine Dienerin Gottes «dem Vaterland Vorsehung zu tun . . . eine Dienerin Gottes, dem Menschen zum Guten; ein Rächer zum Zorn über den, der Böses tut».

Haben die demokratischen Regenten wohl «das Recht und [die] Pflicht, das Volk durch ihre Einsichten zu erleuchten», so sind sie nicht befugt, «über dasselbe zu herrschen». Gewiß sollen sie es «mit Klugheit und Bescheidenheit zu patriotischen Absichten leiten», doch haben sie ihm «nichts aufzudringen». Des Bürgers «Freiheit zu kränken, stehet niemals in ihrer Macht».

«Von allen guten Bürgern eines freien Volks werden würdige Häupter und rechtschaffene obrigkeitliche Glieder» — deren wahre «innere Würde» und Hoheit «nicht nur auf der ihnen übergebenen Gewalt, auf ihrem Stand und Amt oder deren Schimmer [Nimbus] sich gründet», wohl aber auf «ihre erhabenen Eigenschaften, ihre bewährten Tugenden und Verdienste, ihre gemeinnützige bescheidene Weisheit, exemplarische Frömmigkeit, unbefleckte Ehre der Gerechtigkeit, Wahrheit und reiner Sitten» als «ihre Krone geehret; sie widmen ihnen die Hochachtung ihrer Herzen, die mehr wert ist als die gebogne Knie der Sklaven».

«Da, wo die Väter der Familien sich ihrer jungen Söhne, der Oelzweige um ihren Tisch herum sich freuen, da können sich auch die

Väter des Volks freuen und ihre Weisheit und anvertraute Macht zur Beförderung der Glückseligkeit der Menge mit verdoppeltem Eifer widmen.»

Ein freies Volk kennt seine Vorzüge; «es fühlt die menschliche Gleichheit mehr als andere»; es anerkennt als einzigen Adel «den Adel der Freien und Freigeborenen». Es ist sich des «natürlichen Rechts der gleichen Billigkeit gegen alle» bewußt, bewußt der Billigkeit, daß «die Gesetze allen gleich gegeben sind», den Regierten, wie den aus ihrer Mitte erwählten Regierenden. «Zerstörung der öffentlichen Gerechtigkeit ist der gewisseste Schritt zu allem Unglück, aller Verwirrung, ja dem Untergang des gemeinen Wesens.»

Es ist hier die Rede also von der Bürger Gleichheit vor dem Gesetz. Einfluß und Bedeutung des Bürgers standen aber auch zu Trümpis Zeiten schon in angemessenem Verhältnis zu Umfang und Wert seines Wirkens, und es störte auch Trümpi keineswegs, daß in dieser Hinsicht von «Gleichheit» innerhalb der Gesellschaft keine Rede sein konnte.

Wie ist doch, ruft Trümpi im Vorwort seiner Chronik aus, die Freiheit ein «kostbares Erb — ein seltenes glückliches Los!» Die Vernünftigen unter denen dies glückliche Los Genießenden erkennen aber, daß Freiheit nicht «Ungebundenheit» bedeutet, und «daß bei der Freiheit Ordnung sein müsse», daß unter ‚frei sein‘ keinesfalls verstanden werden darf: «sich des vermeinten Zwangs der Tugend und guten Sitten zu entschütten». Bei aller Freiheit sollen Obere und Untere «den Gesetzen gehorchen», und auch im Falle des Ungehorsams der «verschuldeten Strafe . . sich still unterwerfen. Die da widerstreben, widerstreben Gottes Ordnung und werden ihnen selbst ein Urteil empfangen. Röm. 13, 2».

Von «guten Bürgern eines freien Volks» wird aber nicht nur verlangt, daß sie den Gesetzen gehorchen, sondern von Obern und Untern wird erwartet, «gute Väter und getreue Söhne des Vaterlands zu sein, ehrlich, billig und gemeinnützig zu denken und zu handeln».

Glarus ist «ein Stand hochlöbl. Eidgenoßschaft . . ein Glied mit Ehre und Würde» am «Staatskörper des helvetischen Bunds» — ein Stand, «der für sich und nebst andern löbl. Ständen, in Traktaten, Capitulationen, Verhandlungen — gegen äußere Potenzen eingetre-

ten ist, und an allem, was das [eidgenössische] Korpus berührt, Anteil genommen [hat]».

Die glarnerischen *Staatsmaximen* gehen bei aller sorgfältigen Wahrung der eigenen Landsherrlichkeit dahin, «in bester Harmonie mit unsern lieben Eidsgnossen . . zu stehen, an der Beobachtung der Bünden und landsfriedlicher Verfassung steif zu halten, unter allen löbl. Ständen den Frieden zu erhalten; auch an allen Sorgen und Anstalten zur Erhaltung der Sicherheit und Ehr gem. Eidsgenossen getreulich Anteil zu nehmen . . eidgenössische Liebe und Vertraulichkeit einander [zu] erweisen . . entstehende Irrungen mit ihnen in der Minne, freundlich und billig beizulegen» . . Jeder muß einsehen, «wie bald die getrennte Eidgenoßschaft, welche die eigne Eingeweide zerreißen würde, eine geteilte Beute eines lüsternen Feinds oder Nachbarn werden, und dann alle das büßen müßten, was wenige verschuldet».

Da das Glarnerland geographisch «in der Mitte der [eidgenössischen] Brüdern liegt», sind alle löbl. Stände und Zugewandte Orte seine «Vormauern, unsere Verteidigung . . . Mit ihnen werden wir stehen und fallen. Wir werden daher an allen Anstalten für die Erhaltung der Sicherheit und Ehre gem. Eidsgenossen, die Bewahrung der Grenzen, allezeit wie bis anher, getreulich Anteil nehmen und wünschen, daß das Defensional verbessert, erneueret und von den löbl. Ständen die daraus getreten, wieder angenommen werde . . . An Feindseligkeiten gegen andere werden die Eidsgenossen niemals denken, mit den großen und kleinen Nachbarn den Frieden getreulich bewahren, und doch die alte Dapferkeit nicht erlöschen lassen, die sie [immer] noch jedem mutwilligen Feind furchtbar machen dürfte».

Gott, der «das ganze Geschlecht der Menschen aus einem Blut gemachet», möchte, daß es sich durch «ein Band der Liebe und Brüderschaft» verbunden fühlt. Nicht hat Gott einzelne über «ihre Mitmenschen, die gleichen Geschlechts mit ihnen sind», gesetzt, daß sie diese «unter die Füße treten oder Macht haben sollen, willkürlich mit ihrem Leben, Ehre und Gut zu handeln. Es ist abscheulicher Unsinn, wann Fürsten der Erde sich einbilden, daß der Vater der Menschen ihre Völker für ihre Hoheit, ihren Geiz, oder ihre Wohlüste geschaffen; dergleichen Gedanken freilich in den Oberen eines freien Volks niemals aufsteigen können». Käme Trümpi mit einem Großen dieser Erde ins Gespräch, so möchte er ihm (Herbst 1777) «begreiflich

machen, daß in dieser Situation von Europa und Ueberspannung der Einkünften der Regierungen, die edle Denkensart der regierenden Herren sich nicht nur in glänzenden scheinbaren [ins Auge fallenden] Aufgaben, Festitäten — zeigen muß, sondern eigentlich und mehr in Abschaffung von Beschwerden, [in] Erleichterungen — damit die Untertanen mehr selbst die Früchte eigener Arbeit besitzen und genießen . . .» Wie es beispielsweise am Hofe des Herzogs von Württemberg zu und herging, konnte Christoph Trümpi von dem großen (langen) Melchior Thut aus Linthal, einem «guten, unschuldigen Mann» und Kammerdiener des Herzogs, erfahren.

Wenn es eines besonderen Beweises dafür bedürfte, daß dem Pfarrer Christoph Trümpi viel an der *Jugenderziehung* gelegen sein mußte, so fände sich dieser Beweis in seiner Predigt «Von der christlichen Kinderzucht».

«Durch die Kraft der christlichen Religion, ihre Kinder vernünftig zu erziehen», ist eine vom Evangelium den Eltern auferlegte «heiligste Pflicht . . . Ganz unstreitig ist eine vernünftige christliche Erziehung» aber auch «das beste Glück, das einem Kind kann bescheret sein. Es sollte nach Gottes Absicht dieselbe allen Kindern zuteil werden». Sie liegt auch im wohlverstandenen Interesse des Staates, denn «allein die Religion kann würdige Regenten, rechtschaffne Bürger, gute Hausväter bilden; sie allein kann Eigennutz und Neid besiegen, welche die Gesundheit, ja das Leben des Leibes eines gemeinen Wesens zerstören». Es obliegt dem Staat «nichts Nötigeres und Heilsameres als die Grundlegung überzeugender Erkenntnis und innigster Furcht Gottes in den Herzen der Jugend»; und zwar solches speziell auch noch wegen des Eides.

Als pädagogisches Ziel Trümpis darf betrachtet werden die Erziehung des jungen Menschen zum praktischen Christen, zum nützlichen Glied der Gesellschaft zu kräftigen Männern und Frauen, die sich den Härten und Wechselfällen des Lebens gegenüber als widerstandsfähig und gewachsen erweisen.

Wie die Erfahrung zeigt, stellt die Erziehung ihrer Kinder an die Eltern beträchtliche Ansprüche. Vätern und Müttern sei hinsichtlich dessen «das Wissen der Heil. Schrift empfohlen» — vorzüglich die Beherzigung dessen, was Salomo und Paulus über Erziehung schrei-

ben. Wer «je über die Kinderzucht nachgedacht und auf die Erfahrung gemerkt» hat, kann Salomo seinen Beifall nicht versagen.

«Die Väter sind die Häupter des Hauses; ihr Ansehen selbst über die Mütter, doch daß es mit Liebe gemäßigt sei, ist von Gott und dem Evangelio festgesetzt, Ephes. 5, Coloss. 3. In der Kinderzucht sollen die Mütter die Grundsätze und Regeln der Väter befolgen, nach ihren Absichten und Vorschriften sich richten, ihrem Entscheid in vorkommenden Angelegenheiten sich unterwerfen. Edle Väter und Männer aber werden auch vernünftige Aufmerksamkeit auf die Einsichten und Gesinnungen rechtschaffener Mütter beweisen, und nicht mit trotztender Herrschsucht handeln. Als unendlich wichtig muß allen einleuchten, daß zu einer gesegneten Kinderzucht gehöre die Uebereinstimmung der guten Absichten, der besten Maßregeln und des tugendhaften Beispiels beider Eltern.» Diese müssen sich beherrschen hinsichtlich der nur zu bekannten Elternschwächen: «einer verzärtelnden Gelindigkeit, Nachsicht und Weichmütigkeit» der Mütter einerseits, einer tyrannischen «Hitze und Härte» der Väter andererseits.

An die Spitze aller Erziehungsmittel stellt Trümpi das Beispiel. «Exempel sind . . die kräftigsten Mittel, andere zu leiten.» Es darf auch — «Juvenal, ein Heide, hat schon stark es empfohlen — nichts, das ärgerlich zu sehen oder zu melden ist . . . innert die Türschwelle kommen, wo ein Kind ist.»

Der Kinder Fehler sind zu bekämpfen mit der «Stimme der Vernunft, der Liebe, der Ehre, des Gewissens». Ermahnung und Warnung geschehen am nachdrücklichsten unter Hinweis auf die evangelischen Verheißungen und Drohungen «mit starken Sprüchen und Beispielen der heil. Schrift als des Wortes Gottes . . Das entscheidende Ansehen der Bibel . . macht auf die Herzen der Kinder ungleich wichtigeren Eindruck, als wenn ihr» — und hier spielt Trümpi auf die Aufklärungspädagogik im allgemeinen und speziell auch auf *Shafesbury* an — «die Stärke eurer Vernunft gebrauchen wolltet, ihnen die Schönheit der Tugend zu empfehlen und die Schande der Laster zu bezeichnen . . Vermahnung und Zucht in dem Herren, durch die Kraft des göttlichen Worts, des Neuen Testaments, wird in der Kinderzucht alles übertreffen, wenn es (!) zugleich mit herzlichem Gebet begleitet wird».



Leider sind bei jedem Regiment Strafen notwendig, «wenn dessen Ansehen soll behauptet werden, und ohne Züchtigungen kann das Häusliche nicht bestehen». Der Kinder «Versäumnisse und Uebertretungen, die mit Wissen und Vorsatz geschehen, ihre schädlichen Ausschweifungen, die Keime selbst böser Unarten müssen nach den Umständen, nach den Stufen der Jahre, nach Einsicht in ihre mehr oder weniger lenksame Gemütsart, mit körperlicher Zucht, mit der ja nicht tötenden Rute bestraft, mit ernstlichen Bescheltungen, mit jeden schicklichen häuslichen Demütigungen, Zurücksetzungen und Warnungen ihnen verbittert werden. Verkehrte Gemütsarten der Kinder mögen über solchen heilsamen Zwang empfindlich werden, sich dawider empören; so ist es, dessen ungeachtet, die unumgängliche Schuldigkeit der Eltern, standhaft und unbeweglich zu sein . . . Ganz gewiß sind auch schon kleine Kinder früh fähig, die Notwendigkeit wohlverdienter Züchtigungen zu erkennen». Größere Kinder «bekommen einen widrigen Begriff von der Billigkeit ihrer Eltern», wenn diese die Strafen nicht zu differenzieren wissen je nach «Unterschied der Schuld». Fern «von aller Tyrannei und willkürlicher Unterdrückung oder stolzer Härte» soll die Herrschaft der Eltern über die Kinder «eigentlich (!) ganz den Geist der Liebe atmen . . . und den Kindern so früh möglich einleuchten lassen, daß die ganze Sorge der Erziehung auf ihr Heil und Bestes ziele».

Viel eher als Beschämung, Tadel und Strafe vergessen viele Eltern das Lob des willigen Kindes, und dies ungeachtet dessen, daß «auch für gute, reife Menschen . . ein schickliches Lob, das nicht von schmeichelnden Lippen kommt, eine stärkende Aufmunterung bedeutet».

Nicht nur hinsichtlich ihres zeitlichen, sondern auch hinsichtlich ihres ewigen Wohles hat die Erziehung der Kinder früh einzusetzen, ist doch «die erste Gemütsbeschaffenheit der Jugend . . . durchgehends lenksam, biegsam und ein zartes Wachs». Es ist hiebei der Tatsache Rechnung zu tragen, daß des Kindes Entwicklung von der Empfindung zum Denken geht. Dem eigentlichen verständigen Religions-Unterricht voran geht daher die Einflußnahme aufs Gemüt. «Je früher aber ein Kind lernet über das, was es von Gott und Jesus bei Hause, in der Schule und Kirche höret, froh aufmerksam erstauen, vor Gerichten Gottes zittern, über den Himmel sich freuen, Frömmigkeit und Tugend an den Erwachsenen ehren, um soviel

besser ist's.» Nachher freilich «muß der Eltern ernstliche Sorge dahin gehen, daß ihre Kinder eine vernünftige Erkenntnis der christlichen Religion . . erlangen, daß die ihnen wichtig gemacht und fest eingeprägt werde. Und je nachdem mit den Jahren der Kinder Fähigkeiten sich aufschließen, Verstand und Herz sich öffnen, müssen sie durch die evangelischen Geschichten und Sprüche, durch faßliche Erklärungen derselben . . im Glauben mehr und mehr gegründet, und zur nützlichen Uebung des öffentlichen Gottesdienstes geschickt und freudig gemachet werden».

Die Eltern sollen «die christlichen Anstalten der öffentlichen Schulen . . [und] der Kirche . . nutzen, sofern sie nicht besondere Gründe haben, ihre Kinder bei Hause das zu lehren, was in den Schulen soll geleistet werden, [nämlich] nicht nur ihre Kinder zum richtigen, verständigen Lesen, und wenn es sein kann [zum] Schreiben anzuhalten, sondern sie mit der christlichen Catechismuslehre wohl bekannt zu machen, die Hauptstücke des Glaubens und der Pflichten ihnen durch den Schulmeister, noch mehr durch faßliche Erläuterungen der Lehrer und Prediger einzuprägen; sie nicht nur geschickt zu machen, das Neue Testament selbst zu lesen, sondern für dasselbe als Gottes heil. Wort die tiefste Ehrerbietung ihnen einzupflanzen. Ganz gewiß liegt in unsern noch so mangelhaften Unterweisungs- und Kinderlehre-Uebungen viel Anlaß und Kraft, Kinder für die Gotteslehren einzunehmen».

Die Pflicht christlichen Unterrichts können die Eltern durchaus nicht gänzlich «so von sich auf andere», auf Kirche und Schule übertragen, «daß dieselbe sie nichts mehr angehe». Jeder Tag muß ihnen «schicklichen Anlaß dazu geben, können . . . Lehret sie mit Verstand und Andacht beten — nicht für [statt] beten unnütz plappern oder Geschwätz treiben. Nächst dem Gebet des Herrn, einigen herrlichen Sprüchen und Seufzern aus dem Neuen und auch Alten Testament, sonderlich den Psalmen, weiß ich nichts so sehr für eine faßliche und erwärmende Uebung der Andacht, selbst zu ausgewähltem vernünftigem Auswendiglernen zu empfehlen, als die geistlichen Lieder des sel. frommen *Gellerts*. Ich wünschte, daß diese den Kindern bekannt und ebenso empfohlen und eingepflanzt würden, als lange schon mit dem bekannten *geistlichen Opfer* geschehen. Ich dürfte mir, ohne jenes zu verachten, doch von diesen noch reifere Früchte der Erbauung versprechen».

Macht den Kindern, «o ihr Eltern, die Religion liebenswürdig, und hütet euch vor allem, was ihnen Widerwillen beibringen würde . . . Zeiget ihnen auch vorzüglich, daß das Tun des Willens Gottes die Hauptsache der Religion, Gehorsam besser als Opfer, die Redlichkeit, Billigkeit und Liebe gegen die Menschen das einige wahre Kennzeichen der Liebe Gottes, Treu und Fleiß in seinen Pflichten der Beruf des Christen seien, und lehret sie ja nicht, Menschen wegen dem Bekenntnis einer andern Glaubenspartei hassen, oder Andacht und Liebe, Gebet und Arbeit trennen».

Auch was Erziehung und Unterricht im Hinblick auf der Kinder «zeitliche Glückseligkeit» anbelangt, ist im Vorstehenden zur Hauptsache bereits enthalten, vermag doch nichts anderes «durch die bürgerliche Gesellschaft Liebe, Billigkeit, Treu und Frieden» zu verbreiten wie das Tun der Lehre Jesu!

«An den Müttern ist es vorzüglich . . die Anweisung zur Arbeit ihren Töchtern, und in häuslichen Verrichtungen ihren Söhnen zu geben, ihnen die anzugewöhnen; durch gute Haus- und Lebens-Ordnung alle Kinder zu den im ganzen Leben so wichtigen Tugenden der Genügsamkeit, der Reinlichkeit, der Mäßigkeit, der Scham und Bescheidenheit zu führen . . . Die Mütter sind lobenswürdige Beispiele, die sich fähig machen, bei reiferen Jahren mit Nachdruck ihre anwachsende und erwachsene Söhne und Töchter in der Furcht des Herrn zu stärken, einen Einfluß auf ihre Gemüter mit gutem Rat und Ermahnung zu behalten, selbst mit den Vätern in vorkommenden wichtigen Angelegenheiten, als zu vernünftiger Wahl einer nützlichen Lebensart mitzuwirken.» Es geht also «die Pflicht der Kinderzucht auch die Mütter an; in nichts ist ihre Beihilfe, die sie ihren Männern leisten können, nötiger und wichtiger als hierin». Und der von Arbeit und Geschäften heimkehrende Vater sucht «durch sein väterlich Ansehen den Kindern die mütterliche Zucht immer wichtiger zu machen und segnet seine tugendhafte Ehegenossin». Die Eltern richten ihr Augenmerk auch darauf, diesen nicht «für ihre Kräfte zu schwere Lasten» aufzubürden. Nicht zu schwer ist beispielsweise die Beschäftigung auch erst sechs- und siebenjähriger Knaben und Mädchen «in der guten Spinnerei . . . Kleine Kinder können durch diese Arbeit schon ihr Brod verdienen; sie ist den schwächsten Personen noch angemessen, wird am Schatten und [auch] in der Stube getrieben». Die Eltern sollen aber den Kindern weder «alle



unschuldigen Vergnügungen zu sehr beschneiden» noch ihnen «das Nötige und Anständige in ihren Umständen gar zu unwillig darreichen, oft wohl gar ohne Ursach versagen».

Mit dem Uebertritt aus der Kindheit in die reifere Jugend werden die Ansprüche an die Selbsterziehung des Menschen zunehmend größer, und es ist nun, sagt Trümpi — und wendet sich dabei klärlieh an die nur in Frage kommenden zwei obern Stände — wünschbar, daß fähige junge Menschen dem, was man in engerem Sinne unter *Bildung* versteht, gebührende Aufmerksamkeit schenken. «Aber freilich ohne vernünftige Absicht, ohne guten Rat nach einem neuen oder alten Buch greifen, einen vielversprechenden Titel kaufen, oder nur zum Zeitvertreib etwas Lustiges lesen, das könnte nicht viel nützen.» Löblich ist «eine vernünftige Wahl nützlicher Bücher nach den Absichten und Fähigkeiten des Lesers» — Bücher, «die zur Aufklärung nützlicher Wissenschaften, zur Befestigung der Religion, zur Erleuchtung, Erbauung und Beglückung der Menschen, zur Fortpflanzung und Vermehrung wahrer Weisheit in allen Ständen, ihre unleugbare Wichtigkeit und großen Einfluß haben». Solch guter Weizen kann in Bibliotheken «gesammelt, die Spreuer aber mögen verbrannt werden».

Trümpi ist dem, was er unter Bildung versteht, sehr zugetan. Bildung bedeutet ihm «nicht ein totes Wissen, sondern eine tätige, wirkende» und wir dürfen durchaus in seinem Sinne ergänzend beifügen eine «vernünftig» tätige, wirkende «Weisheit». Die «herrliche Erfindung der Buchdruckerkunst» darf nicht zum «unordentlichen Vielwissen» mißbraucht werden, sondern soll zur «gesunden Nahrung für . . Geist und Herz» des vernünftigen Lesers reichen, und darüber hinaus zu einer «Kraft des wahren Gebrauchs» werden.

Sein *Pfarramt* erkennt Trümpi als den «göttlichen Beruf, das Evangelium zu predigen und die Herde Christi zu weiden». Die Geistlichen sind «Werkzeuge zur Erbauung der ihnen von Gott anvertrauten Gemeinden». Trümpi bekennt laut und freudig, daß er sich die größte Ehre daraus mache, «ein Prediger und Sachwalter des Christentums zu sein». Es ist denn auch Christentum, nicht Humanismus, der Inhalt seiner Predigt. «Mir quillt» — so bekennt er seinen Mitsynodalen — «die Wahrheit und Weisheit zur Seligkeit so gut aus Judäa, ab Sion, Sina[i], von Bethlehem, Jerusalem als von Athen,

Rom, London und Paris . . . Einem Lehrer der Religion sollen die heiligen Schriften die reine und beste Quelle der eigenen Geistes- und Herzensnahrung und des Unterrichts zur Erbauung seiner Zuhörer sein und bleiben . . . Durch fleißige Erforschung derselben wird er ein vollkommener Mann Gottes, zu jedem guten Werke seines Amtes vollkommen geschickt» und fähig, durch sein gutes Beispiel die wirksamste Predigt zu sein. «Die heilige Schrift ist ihm nützlich zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit», zum Trost «in Prüfungen, sonderlich für die erschütternden Schrecken des Todes.» Die Geistlichen müssen «das Wort Christi reichlich in sich wohnen lassen, mächtig sein in den Schriften, anhalten mit Lesen und sich darein befleißigen, daß sie «sich Gott bewährt darstellen als Arbeiter, die sich nicht schämen müssen, die das Wort der Wahrheit recht schneiden, allezeit nach den Umständen, Fähigkeiten und Bedürfnissen ihrer Zuhörer predigen. 2. Tim. 2».

Unbeschadet aller Lauterkeit der Gesinnung hält Trümpi die Predigt nicht für die Gelegenheit, die Pfarrkinder mit theologischen Problemen, mit seiner persönlichen Antwort auf diese und jene sich stellende schwierigere Frage zu behelligen. Da er für sie verantwortlich ist, teilt er ihnen mit, was er vor seinem Gewissen verantworten kann, nur solches nämlich, was allen zu vernehmen heilsam ist. Problematisches zu erörtern, dazu ist die mündliche und schriftliche Rücksprache mit Kollegen (J. C. Lavater, Felix Heß) da.

Die Predigten müssen vielmehr voll sein von der «Kraft des Evangeliums», voll vom «Geist Christi . . . nicht vollgepropft mit einer Menge mehr oder weniger schicklicher Stellen der Bibel, aber stark in dem Sinn Jesu, in dem Nachdruck der göttlichen Wahrheiten, denen die heil. Schriften Zeugnis geben».

### Kritische Sichtung

Es lassen sich Trümpis gedruckte vier *Predigten* bezeichnen als 1. die patriotische, 2. die apologetische, 3. die optimistische und 4. die pädagogische, und es hat sich in dieser seiner charakteristischen Themenwahl der Schwander Diakon vorgestellt als typischer Angehöriger des 18. Jahrhunderts.

Diese Predigten zeichnen sich aus durch klar gefügten Aufbau nach folgendem Schema: A) Einleitung und Gebet um Segen, B) Er-

klärung der Textabschnitte, C) «Zueignung» — oder, mit Trümpis Ausdruck: «Anrede».

Trümpis allgemeine Predigtabsicht geht dahin, vorerst den Zuhörer aus der Denkrägheit aufzuwecken, sodann «mit der Kraft des göttlichen Worts die Herzen zu erschüttern, tief in die Seele zu wirken» und «diesen heilsamen und guten Eindruck für . . Herz und Leben furchtbar und dauerhaft zu machen».

Wenn er als einen großen Vorzug des Buchs der Bücher dieses hervorhob, daß sein Ausdruck «für jeden gesunden Menschenverstand faßlich» — «für das gemeinste Nachdenken klar einleuchtend sei» — so bedeutete die Anführung dieses Vorzugs für Trümpi eine Verpflichtung zur Nachfolge. Es wundert uns also nicht, daß er anspruchsvollere diskursive Gedankengänge weder den Hörern noch den Lesern seiner Predigten zumutete. Den Text «mit Ueberlegung durchzudenken», beleuchtet ihn der Redner von den verschiedensten Seiten, sowohl in die Breite als in die Tiefe dringend. Zur Erläuterung zieht er gern geeignete Bibelstellen heran, womit nicht nur das Denken im Geiste der Bibel gesichert ist, sondern auch dem Worte Gottes die Möglichkeit verschafft wird, seine Kraft an den hiezu willigen Herzen zu beweisen.

Außer Belegen und Beispielen aus der ihm zweifellos in hervorragendem Maße vertrauten Bibel bringt er solche aus den Werken der alten Weisen, aus Kirchen-, Welt-, Schweizer- und Glarnergeschichte sowie der glarnerischen Landeskunde, beruft sich mit Glück auf seine von ihm überprüften Erfahrungen als Familienvater, als Glied der bürgerlichen Gemeinschaft, als Glarnerbürger und Eidgenosse. Wie gelehrt mochte er seinen Pfarrkindern erscheinen, wenn er auf das Seelenleben der «Wilden» in Amerika, auf das Schicksal der spanischen Armada anspielte!

In zahlreichen Bemerkungen erweist sich Trümpi als ein keineswegs liebloser, wohl aber nüchtern blickender Menschenkenner und guter Psychologe. Weder weich noch hart, vielmehr liebevoll-ernst, mannlich-mutig, doch taktvoll, erinnert er seine Zuhörer an ihre Fehler, an Pflichten und Hoffnungen. Dem Bedürfnis der Stunde weiß er sich im besten Sinne anzupassen und redet zur Landsgemeinde anders als zur Synode, zu seinen Pfarrkindern anders als zu seinen Amtsbrüdern. Wie fein und klug zugleich geht er zum Beispiel vor, wenn es gilt, die «Häupter, Räte und Richter seines Volks» zur Ge-

rechtigkeit zu ermahnen. Nicht er, der Dorfdiakon von Schwanden, sei es — so gibt er ihnen an der Landsgemeinde zu verstehen — der seine «gnädigen Herren und Oberen» warne vor Unrecht, vor «Ansehn der Person . . . Annehmen des Geschenks» — sondern der durch seinen Mund ihnen ins Gewissen Redende sei ein ihnen Ebenbürtiger — «ein Regent des alten Israel» — also ein Mann «ihres Stands»!

Elegant oder geistreich-witzig sich auszudrücken, lag weder in Trümpis Absicht noch in seinem Vermögen. Wo der Redner absichtsvoll auf schlichten Ausdruck verzichtet, geschieht es aus dem Wunsche heraus, dem in großartigen Bildern redenden Psalmisten nachzueifern. Als wirksame Krönung eines Abschnitts beschließt Trümpi solchen gern mit einem Kernwort der Bibel. Geschmacklosigkeiten von der Art der noch für 1756 bezeugten Redewendung vom «verfluchten Holz des Kreuzes» finden sich in seinen Predigten keine mehr. Was an ihnen störend wirkt und schon zu seiner Zeit ab und zu einen der sehr wenigen gebildeten Zuhörer stören konnte, sind (abgesehen von Unterschieden des Standpunktes) sprachliche Nachlässigkeiten und sodann auch etwa eine Breite oder ein Gemeinplatz. Nach dem Zeugnis von Pfarrer Melchior Schuler hat aber Diakon Trümpi im Gedächtnis seiner Zeitgenossen fortgelebt als «ein vorzüglicher Prediger».

Wennschon Trümpis Glaube, wie gesagt, sich auf das innere Erlebnis eines persönlichen Gottes und auf seine Erfahrung des Schriftwortes als einer «Kraft Gottes zum Heil» gründete, durfte er apologetisch doch aus vollster Ueberzeugung sich auf den teleologischen Gottesbeweis berufen, der aus der Zweckmäßigkeit der Welt auf eine zwecksetzende Vernunft schließt. Der ehemalige Schüler des Carolinum huldigte 1779 immer noch der ihm gewiß seinerzeit in Zürich vorgetragenen kleinlichen Wolffschen Teleologie: «alle Einrichtungen der *Natur* dienen den Bedürfnissen der Menschen; der oberste Zweck der Einrichtung der Welt sei der, daß der Mensch aus ihr Gott erkenne und ihn sodann verehere.» Da nach Trümpis eigenem Wort «nichts in der ganzen Welt» ist, «das uns nicht den Finger Gottes zeige», begegnet er der Natur zunächst voll Ehrfurcht. Außer dem Erbaulichen kann an ihr aber auch «viel Nützliches beobachtet werden». Wo die einfache Beobachtung nicht genügen kann, heißt es zum Experiment greifen. Trümpi hat selber die Probe gemacht, «daß

aus einem Gerstenkörnlein 50 bis 60 Halmen mit schönen vollen Aehren getrieben worden, in denen die Vermehrung 2000fach war». Der Leser des ersten, beschreibenden Teils der Chronik stößt sozusagen auf jeder Seite auf eine Bemerkung, die verrät, daß der Verfasser mit geradezu leidenschaftlicher Aufmerksamkeit den geschulten Blick umherschweifen ließ, um aus der Natur irgend etwas den Einwohnern zum Vorteil Gereichendes zu lernen, und es gefällt uns Trümpi in dieser seiner Praxis viel besser als in seiner naiven anthropozentrischen Theorie.

Wohl griff Trümpi wissensdurstig nach neueren naturgeschichtlichen Publikationen; aber die Resultate der Wissenschaft kamen für ihn nur insofern und insoweit in Betracht, als sie sich in Uebereinstimmung mit der biblischen Offenbarung bringen ließen. Mit der Zulassung von nicht nur in biblischer Zeit erfolgten, sondern jederzeit möglichen Eingriffen Gottes in die ordentlicherweise geschlossene Naturkausalität ging Trümpi über seines Lehrers Breitinger biblischen Wunderglauben hinaus, konnte sich hierin aber auf den allerdings sehr angefochtenen Lavater als Glaubensgenossen berufen, konnte sich einer Meinung wissen zum Beispiel auch mit dem zürcherischen Antistes *Wirz*, der 1767 in einer Synodalpredigt seine Zuhörer belehrt hatte, daß Erscheinungen, wie die Bewegungen der Magnetnadel, des Quecksilbers, jene der Winde und die von Ebbe und Flut nur durch das jeweilige Einwirken Gottes erklärt werden könnten. Besonders willkommen mochten dem Religionslehrer Trümpi jene Ergebnisse der Wissenschaft sein, mit denen sich dem «Aberglauben» zu Leibe rücken ließ.

Noch 1682 war Dekan *Abraham Wild* in Glarus von einem glarnerischen Studiosus philosophiae mit einer «verblühten Beschreibung der Cometen» beschenkt worden, worin er den Kometen bestimmt als «eine sehr künstliche, von dem großen Künstler, dem allweisen Gott, mit dem Pinsel seiner Allmacht, eingedunkelt in die Farb der Natur, an der blaugewelbten Wande des gestirnten Hauses an einem guldigen Nagel aufgesteckte gemalte Ruhten, womit er, der grundgütige Himmelsvater, seine verbösserte Erdenkinder wider wil gut machen; und ihnen zu verstehen geben, daß sie sich [angesichts der Cometen-Rute] des Ruhtenschlagens öfters sollen erinnern». Noch 1714 spricht *Johann Heinrich Tschudi* von den Kometen als von «Zitteren und Schrecken» einjagenden Himmelserscheinungen.



Seitdem Leonhard Euler 1744 seine «Beantwortung verschiedener Fragen über die Beschaffenheit, Bewegung und Wirkung der Cometen» veröffentlicht hatte, war auch die Cometenfurcht zu einem Aberglauben geworden, den zu bekämpfen Trümpi guten Gewissens sich hergeben durfte, bestätigte doch «weder die Natur, Vernunft, noch die H. Bibel» die Kometen als «Zornruten des Höchsten». Gewiß erscheinen sie selten — «sind aber gleichwohl uns unsichtbar allezeit in ihrem Kreis vorhanden. Die anscheinende Aehnlichkeit mit der Kinder-Rute hat ihren Schweif einmal zum Strafzeichen gemacht». Es weicht Trümpi außer in der Deutung der Kometen auch darin von J. H. Tschudi ab, daß er, und zwar zweifellos völlig bewußt, es unterläßt, die Leser seiner Chronik auf die Beobachtung der Kalenderzeichen bei Vornahme landwirtschaftlicher Arbeiten zu machen. Hätte sich Trümpi irgendwelchen Nutzen davon versprochen, so wäre er der erste gewesen, auf bedeutsame «Unterscheide des Wedels» hinzuweisen.

Bleibt auch noch für Trümpi das Jenseits des Menschen Ziel, bleibt nach wie vor für ihn das *Diesseits* eine Aufgabe und Prüfung, so redet er von Letzterem nicht mehr in alt-reformiertem Geiste als vom «irdischen Jammertal», sondern vergleicht (mit den Pietisten) das Leben mit einer «Pilgerfahrt» \*. Deren Leid versteht er aus den gottväterlichen Erziehungsabsichten heraus; wo er es nicht versteht, nimmt er es demütig aus der Hand der Vorsehung, erweist sich also auch hierin als ein Vernünftig-Orthodoxer. Darin, daß er von Selbstmördern nicht mehr ohne weiteres als von Verruchten, vielmehr als von «Unglücklichen» spricht, offenbart sich mehr Menschenkenntnis und Güte als damals durchschnittlich bei den Theologen, nicht nur des Glarnerlandes, zu finden war.

Trümpis Lebensanschauung zeigt neben den erwarteten vernünftig-orthodoxen auch stoische und pietistische Züge, und zwar jenes im Gedanken, daß Tugend die wahre Glückseligkeit begründet, und dieses in dem andern, daß der Stille im Lande der gute, der göttlichen wie der irdischen Regierungsgewalt angenehmste Bürger ist. Als Vernünftig-Orthodoxer erweist sich Trümpi darin, daß sein Interesse nicht mehr wie in der altreformierten Kultur ausschließlich dem

---

\* Der Ausdruck findet sich in Trümpis Wasserschaden-Predigt vom Jahre 1779. Um jene Zeit herum mögen die Strophen des «Unser Leben» entstanden sein; doch kommt nicht etwa der Schwander Diakon als ihr Verfasser in Frage.



«Sein der Person», sondern ausgiebig auch der «Gestaltung der Verhältnisse» sich zuwandte.

Das ständisch gegliederte glarnerische Gemeinwesen will Trümpi nicht aufgefaßt wissen bloß als eine Gesellschaft, sondern als Gemeinschaft, als organische Ganzheit, als Organismus. Diese Auffassung weist jedem Einzelglied seine Verantwortung zu und kommt gleichzeitig unangemessen-individualistischen Ansprüchen zuvor.

Trümpis Wertung der Arbeit als «Quelle des Wohlstandes», seine Ansicht von der ausschlaggebenden Rolle, die der private Nutzen, die Rendite des investierten Kapitals spielt, lassen ihn als Vertreter des auf das Privatkapital gegründeten Wirtschaftssystems erkennen. Er fand sich ab mit der alttestamentarischen Lösung der *sozialen Frage*, nach welcher das Recht auf Reichtum ebenso gesetzlich ist wie die Pflicht brüderlicher Hilfe.

Da der Reiche nicht von Existenzsorgen bedrückt ist, da sein Geld und sein Wissen oft zum Schaden des Armen ihn diesem überlegen machen, hielt Trümpi es für seine Pflicht, sich vorzüglich auch des Armen anzunehmen, und solches um so mehr, als die Gemeinschaft mehrheitlich aus Armen bestand. Es spricht für seinen Mut, daß er unverblümt auf die Sünden der Reichen, spricht für die Unbestechlichkeit seines Blicks, daß er ebenso unverblümt auf jene der Armen hinweist. Nur der seine Gedanken flüchtig Lesende möchte in Versuchung geraten, ihn bereits zum «Sozialisten» zu stempeln. Trümpis Ansicht vom organischen Funktionieren der unterschiedlichen Besitzstände, dann jene andere von der Arbeit als einem Befriedigung, Glück spendenden Faktor, drittens dies, daß er nicht von ferne an eine Umkrempelung der Besitzverhältnisse denkt, reden eine überzeugende Sprache. Aufhorchen läßt aber immerhin sein neuer Ton, da er es nicht mehr damit bewenden lassen will, den Armen zur Arbeit, den Reichen zum Helfen einzuladen: Man soll beide hiezu «anhalten»! Appellierte J. H. Tschudi noch an die Klugheit der Geizigen, der Wucherer, wenn er fragte: «Wann der gemeine Landmann ausgesogen ist, wo wollen die Herren ihre richtige Zins- und Lehen-Leute haben?» — so nannte Diakon Trümpi in aller Oeffentlichkeit solche Aussauger nicht mehr «Herren», sondern (wie schon gesagt) «Pesten des gemeinen Wesens».

Mit Arbeitsbeschaffung und billiger, das heißt wohlwollendgerechter Entlohnung ist das soziale Problem für Trümpi noch nicht

gelöst. Ein wichtiges anderes, Neues, was er zur Sprache bringt, ist sein Verlangen nach weniger hochmütiger Einstellung des Reichen zum Armen, der wegen seiner Armut nicht mit Mißachtung gestraft sein will.

Bei der Feststellung, daß man «in seinem Beruf . . . glücklich werden» kann, hat Trümpi von sich ohne weiteres auch auf andere geschlossen und dabei die von seinem älteren Zeitgenossen Vauvenargues (1715—1747) wie folgt ausgesprochene Wahrheit übersehen: «Pauvres et riches, nul n'est vertueux ni heureux, si la fortune ne l'a mis à sa place.»

So gern wir des Schwander Diakons Maxime: «Arbeitsam und dapper denken, reden und handeln» im übrigen gelten lassen, so gern hätten wir ihn nichtsdestoweniger in erwähnter Hinsicht etwas zeitgemäßer denkend erblickt, ausgestattet mit etwas mehr Sinn für berechtigten Individualismus.

Es bleibt aber Christoph Trümpi das Verdienst, wohl der erste Glarner gewesen zu sein, der das soziale Problem so vernehmlich und furchtlos nach oben und unten zur Sprache gebracht, der es als Komplex erkannt und um seine Lösung sich bemüht, ein erster, der die bitteren Konsequenzen geahnt hat, die aus dem Schlitteln-Lassen der Dinge sich ergeben könnten.

Hing noch J. H. Tschudi an der glarnerischen Staatsform als einer «pur lauterer Democratie» vor allem, weil es galt, in ihr das Erbe der Väter zu ehren, so Trümpi nicht minder auch darum, daß er die von der Demokratie garantierte Freiheit und Gleichheit der Bürger sowohl als im Willen Gottes als im Geiste des Naturrechts liegend erkannte.

Das Bewußtsein, daß Gott «das ganze Geschlecht der Menschen aus einem Blut gemachet», stand aber auffallenderweise Trümpi nicht im Wege, mit der Lage der Hintersäßen, Habitanten, denen «Stimme in Geschäften und Wahlen» versagt war, die «keines Amtes im Land oder Tagwen fähig» waren außer jenem des Geistlichen, die sich sonst noch einigen «kleinen Einschränkungen» unterwerfen mußten — sowie mit der Lage der Untertanen sich beruhigt abzufinden. Aber mit welchen Gründen wollte er der Werdenberger Anrecht auf das so «glückliche Los» der Freiheit bestreiten? Wie kam der Nachkomme der Sieger von Näfels dazu, ihren Freiheitsdurst als «Verirrung» zu bezeichnen?

Pfarrer Christoph Trümpi teilte noch ganz den Standpunkt der *barocken Staatsauffassung*, wonach Gott die Quelle der weltlichen Macht war. Es hatten auch die zwischen der Herrschaft Glarus und der Grafschaft Werdenberg bestehenden politischen Beziehungen nicht ohne Zulassung der göttlichen Vorsehung sich so gestaltet, wie sie sich eben vorfanden. Gleich wie seinerzeit (1352) die alten Glarner nicht «sich den alten Pflichten der Herrschaften zu entreißen», sondern nur sich «wider Unbill und Tyrannei zu schützen» getrachtet hatten, so sollten zu allererst die Werdenberger ihre Untertanen-Pflichten erfüllen, ohne welches sie ohnehin nicht guten Gewissens Gott um Befreiung bitten durften. Die Befreiung mit Gewalt zu erzwingen suchen, war sündlich, verbrecherisch — denn solche Gewalt ist nicht «von Gott».

Daß Christoph Trümpi, im Gegensatz zu J. H. Tschudi, seinen Lesern zwar nicht umfangreiche, aber wohldurchdachte Begründungen der Notwendigkeit einer Regierung sowie von Gewalt und Strafe bietet; daß er die Aufgaben der Regierung wohldurchdacht darlegt, ist entweder ein Zeugnis dafür, daß im Volk ein (zweifellos von Trümpi gebilligtes) Bedürfnis hiefür bestand oder daß Trümpi bestrebt war, ein solches Interesse zu wecken. Gerade die Aufgabe der Regierung beschreibt er auf eine Art, die sein Bestreben verrät, Mißbräuchen zuvorzukommen. Gewiß bestand schon Tschudi auf den von der Regierung ungeschmälerten Rechten — Trümpi aber pocht auf sie. Daher ist es um so merkwürdiger, daß er die schon 1721 von *Montesquieu* geforderte Trennung der Gewalten im Staat allem Anschein nach nicht vermißt!

Wenn gewisse Glarner Oligarchen die zwar ehrerbietige, aber unpersönlich-nüchterne «Anrede» aus Trümpis Landsgemeindepredigt vom April 1780 \* verglichen mit der Leglerschen vom Frühling 1765, anhebend mit: «Erhabener Martin!» (Landammann Bartholome Marti), dann mußten sie mit Besorgnis erkennen, daß der Zeitgeist offenbar danach strebte, über die teils nur papierne hinaus zu einer lebendigen Demokratie zu gelangen. Es haben die Glarner Demokraten Ursache, den Politiker Trümpi als einen der Ihrigen zu betrachten, und zwar offenbar als einen Bahnbrecher des demokratischen

---

\* «Also (und dies soll die Stelle der besondern Anrede an Sie, die Regenten, Häupter, Obere, Räte und Richter meines Volks zugleich vertreten) hat Gott...» usw.

Gedankens. Zwar hatte schon 1729 Haller, dann wieder 1748 Montesquieu das Lied von Freiheit und Gleichheit angestimmt; hiezulande aber war wohl Trümpi ein erster, der es mit vornehmlicher Stimme vorgetragen! Freilich darf der Sänger nicht dahin verstanden werden, als ob es ihm um Nivellierung an sich gegangen wäre. Es ging ihm vielmehr darum, zunächst die Vorstellungen von regierenden «gnädigen Oberen» und gehorchenden «Unteren» ins richtige Verhältnis zu bringen, damit aus der veränderten Vorstellung veränderte Beziehungen erwachsen: nämlich Beziehungen von mehr familiärer Art, bei welcher Liebe und Respekt gepaart sich finden. Mit seinen Postulaten, daß die irdische Regierung «nach dem Muster der Regierung Gottes» handle — daß, innerhalb eines freien Volkes, «Obere» und «Untere» als «gute Väter und getreue Söhne des Vaterlands» sich benehmen, stellt sich Trümpi in die Nähe Pestalozzis, der (ebenfalls 1780) in seiner «Abendstunde eines Einsiedlers» über das Thema spricht: «Vatersinn Gottes, Kindersinn der Menschen. Vatersinn des Fürsten, Kindersinn der Bürger. Quellen aller Glückseligkeit.»

Trümpi kennt oder gebraucht das Wort *Kultur* nicht; wenn er aber in seiner Wasserschaden-Predigt «nützlichste Werke der Kunst und des gemeinen Besten» anführt, so sind darunter Kulturarbeiten, Kulturbauten verstanden. Es ist auffallend, in wie hohem Maße Schwandens Diakon dem «bürgerlichen Regiment», das heißt dem Staat, kulturelle Aufgaben zuweist. In seinem Bedürfnis nach «Erweiterung der Erkenntnis» und Aufmunterung «aller nützlichen Künste», nach «Erhebung, Verbesserung» so mancher Verhältnisse bekundet er sich als Mann des Fortschritts, und in der Formulierung, daß die Erfüllung der genannten Ansprüche an den Staat «zur Beförderung der besonderen und öffentlichen Glückseligkeit» der Landeskinder diene, spricht Trümpi auch die Sprache seiner Zeit. Wenn er an diesen Satz gleich den nächsten, den Staatsschutz der Religion fordernden, knüpft, so ist damit zur Genüge seine Ansicht dargetan, daß der Staat ja nur die äußeren Bedingungen der menschlichen Glückseligkeit befördern kann.

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! ist ein Ruf Trümpis, den er bereits um 1774 kräftig in die Runde ertönen läßt. Denkt er bei Freiheit und Gleichheit zunächst an seine hochvertrauten Mitlandleute, so bei der Brüderlichkeit nicht nur an sie, sondern an die Eidgenos-

sen, an die Völker Europas, an die ganze Menschheit! Es macht aber der Ton die Musik, und was Trümpis Ton von dem späteren der Revolution unterscheidet, ist, daß seine Kraft nichts Rohes an sich hat, weil Trümpis schönes Menschentum jene drei Forderungen begreift als Rechte und Pflichten zugleich!

Wie hätte sich wohl der schon 1781 als ein erst Zweiundvierzigjähriger vom Tode Dahingeraffte um 1798/99 als angehender Sechziger zu den brennenden Problemen jener Zeit eingestellt? — Allen wider Verfassung und Gesetz die Gewalt usurpierenden Revolutionären wäre er zweifellos entschieden entgegengetreten. Als in Zürich Gebildeter hätte er sich kaum dem französischen Geiste fügen mögen, und auch die Revolutionsereignisse hätten keinen Zentralisten aus dem Manne gemacht, für den die «Landsherrlichkeit» seines Kantons eine so selbstverständliche Voraussetzung bildete. Es wäre auch nicht seinem Sohne, dem «Patrioten» Dr. med. *Chr. Trümpi*, eine strenge väterliche Zurechtweisung erspart geblieben, nachdem jener an der denkwürdigen Landsgemeinde vom 15. April 1798, den Worten der Eidesformel: «So wahr ich bitte, daß mir Gott helfe» vernehmlich beigefügt hatte: «und die gesunde Vernunft».

Als *Pädagogen* konservativer Prägung erkennen wir Pfarrer Trümpi zunächst einmal aus dem von seinem Glauben bestimmten religiösen Erziehungsziel, worin er sich 1781 deutlich distanziert vom alten Breitingen, der um 1770 sein humanistisches Erziehungsideal des Geschmackes erblickte in vernünftig-praktischer Offenheit für das Gute, Wahre und Schöne; und sodann aus Trümpis Voraussetzung, daß alles Dichten und Trachten des menschlichen Herzens von Jugend auf böse sei. Letzterer mit dem Bibelwort übereinstimmenden eigenen Erfahrung vertraute der Vater von zwölf Kindern mehr als der ihm zweifellos auch bekannt gewordenen *Rousseauschen* These («*Emile*» 1762), wonach alles gut ist, was aus den Händen des Schöpfers hervorgeht.

Altreformierten Geist atmet auch die Gründung von Pflicht und Methode der Erziehung auf Autorität sowie die Zulassung der Körperstrafe, welch letztere doch schon von *Montaigne* und *Locke* abgelehnt worden war.

Daß angesichts der peinlich bescheidenen Leistungsfähigkeit der öffentlichen Schulen, angesichts der nicht selten «selbst unter dem



gemeinen Haufen» anzutreffenden «hellen Köpfen» Trümpi sich nicht energischer einsetzte für die bessere Unterrichtung der ihm doch so nahe am Herzen Liegenden ist zunächst höchst befremdlich. Mit der ständischen Ordnung der Gemeinschaft noch ohne weiteres sich abfindend, begnügte er sich aber eben mit der relativen Befriedigung der unterschiedlichen ständischen Bildungsansprüche und zählte zwar wohl die christliche Erziehung, noch nicht aber eine ordentliche Schulbildung zu den berechtigten Ansprüchen jedes Glarnerkindes. Basedows Gedanke (1768) einer Loslösung der Schule von der Kirche konnte schwerlich die Billigung eines Mannes finden, der die «Weisheit zur Seligkeit» als das eine Notwendige erkannt hatte. Trümpis keineswegs gefahrloses Bestreben nach möglichst früher kirchlich-religiöser Beeinflussung des Kindergemütes muß kaum mit seiner Unwissenheit hinsichtlich der gegenteiligen Ansichten Rousseaus und Basedows, darf viel eher mit seiner entschiedenen Absicht erklärt werden, jenen entgegenzuwirken.

Gewiss war es Trümpi klar bewußt, daß Geistes- und Charakterbildung keineswegs sich gegenseitig ausschließen. Um so befremdlicher muß es daher anmuten, daß ungeachtet seiner Wertschätzung der Geistesbildung, Trümpi in seiner Predigt «von der christlichen Kinderzucht» sozusagen ausschließlich der Charakterbildung das Wort redet. Wir erklären uns dieses damit, daß der Schwander Diakon mit den gegebenen Verhältnissen rechnete, das heißt mit einem Staat, der sich wenig um die Schule kümmerte und noch weniger sie finanziell zu unterstützen gedachte; sodann damit, daß es nur einer kleinen Elite möglich war, ihren Kindern den Vorteil eines höheren Ansprüchen genügenden Schulunterrichtes zu bieten; letztlich mit der entmutigenden Tatsache, daß «der große Teil der mit Nahrungsorgen gedrückten und mit Arbeit beladenen Menschen» die Wünschbarkeit geistiger Bildung einzusehen gar nicht in der Lage war. Noch 1812 beantwortete zum Beispiel Elm die Einladung des kantonalen Erziehungsrates zur Beteiligung an einem von ihm veranzustaltenden Lehrerbildungskurs wie folgt: «Sie leben in einer Zeit, wo freie Religionsübungen gestattet seien, haben bis dato die Lehre gehabt, welche auf Gottes Wort gegründet; was Aufklärung und moralische Sachen belange, so seien sie an einem wilden Ort zu Hause, haben das nicht sehr nötig, und man sehe auch nicht viel gute Folgen; es stehe



dennoch jedem frei, aus eigem Geld andere Künste und Wissenschaften für sein eigenes Interesse zu lernen.»

Fortschrittlich, wenn auch nicht rundweg aufgeklärt, erweist sich Trümpi in der Ablehnung des stur-patriarchalischen Standpunktes, wonach laut evangelischer Satzung dem Vater die Entscheidung in Erziehungsfragen vorbehalten ist. Wenn er es wohl schon für «edler», nicht aber einfach für «klüger» hält, daß auch die Mütter ihr gewichtig Wort in die Schale legen, so verzichtet er noch darauf, wie *Voltaire* zu verkünden, daß beiden Geschlechtern gleiche geistige Fähigkeiten angeboren seien.

Wird auch die Körperstrafe von Trümpi noch gebilligt, so erblicken wir bescheidene Fortschritte immerhin darin, daß er einmal die Prügel- durch die Rutenpädagogik ersetzt und sodann die Rutenstrafe nur angewendet haben will, wo des Kindes Vernunft noch nicht entwickelt ist oder wenn das Kind dem Appell an seine Vernunft keine Folge gibt.

Hinsichtlich vernünftigeren psychologischen und methodischen Vorgehens im Religionsunterricht bekundet Trümpi sich als willigen Schüler von Zimmermann und Breitingen. Sein frühes (1774) Eintreten für Gellert bestätigt sowohl Trümpis Einverständnis mit dessen vernünftiger Orthodoxie als auch mit dem Streben der Zeit nach geschmackvollerem Sprachausdruck.

Unter den glarnerischen Literaten ist nicht J. Ch. Trümpi, sondern J. Hch. Tschudi der erste gewesen, der seine Landsleute in Erziehungsfragen zu beraten unternommen hat. Sowohl hinsichtlich der christlichen Basis als auch der vielfach von dem gesunden Menschenverstand und der Erfahrung diktierten Methode der Erziehung zeigt sich bei beiden Pädagogen mancherlei Uebereinstimmung. Da es nicht unsere Aufgabe ist, ihre Anschauungen bis in alle Differenzierungen hinein einander gegenüberzustellen, begnügen wir uns mit dem Hinweis auf einen bezeichnenden Unterschied des Standpunkts. Tschudis Forderung nach «unschuldigen Recreationen» wie Zeichnen, Malen, Musizieren; Trümpis Zulassung der fabrikmäßigen Kinderarbeit verraten deutlich, daß jener in bessern Zeiten die Erziehung der Kinder von Leuten der obern Stände, dieser in schlechtern Zeiten die von Kindern des «großen Teils der Menschen im niedrigen Stande» im Auge hatte.

## Patriotismus, Optimismus, Rationalismus, Atheismus

Zahlenmäßig an der Spitze der von Trümpi meistgebrauchten Ausdrücke stehen «Patriotisme, Patriot, patriotisch», und der hierin schon sich manifestierende Enthusiasmus für das Vaterland charakterisiert den Mann als einen in dieser Hinsicht freudig am Aufklärungsstreben seines Jahrhunderts Teilnehmenden.

Trümpi führt in seiner Chronik an, daß schon 1705 an den Landsgemeinden «angezogen» worden sei, man hätte «ohne Wissen der Landleuten, zum Nachteil unserer Rechten», denen zu Werdenberg Freiheitsbriefe gegeben. Er fährt dann weiter: «Man kann sich vorstellen, daß ein solcher Anzug fähig war, das gemeine Volk in Eifer zu bringen. Ein jeder will dann seinen Eifer als Patriotisme angesehen haben, und es ist gefährlich, die Ungestüme einer solchen Hitze nur mildern zu wollen.» Trümpi begreift also den hitzigsten Eifer um eine vaterländische Angelegenheit noch nicht als «Patriotismus».

Sowohl in der Chronik als auch in seinen Predigten gibt er der hochgemuten Befriedigung über den «glücklichen Wohnsitz» der Glarner Ausdruck, über «das gute Land», das deren Heimat ist, über seines souveränen Landes Zugehörigkeit zur freien Eidgenossenschaft, über die glarnerische demokratische Verfassung, über die meist gute Gesetze erlassende Landsgemeinde. Solche Genugtuung, lobende Worte auf vaterländische Tugenden, auf altväterische Einfachheit, Sittenreinheit, Wahrhaftigkeit, Geradheit, Toleranz und eidgenössischen Brudersinn, werden sie auch so schön wie in den der Chronik eingefügten Versen von Haller, Gellert und Lavater vorge tragen, erhalten aber eigentlichen Wert nur, wenn die in ihnen sich aussprechende Gesinnung tätig wird. Ein Patriot nach Trümpis Sinn ist nur, wer in christlichem Geiste vernünftig-tatkräftig teilnimmt an der Förderung seines Vaterlandes; nur wer es fördert im wohlverstandenen Interesse des Ganzen!

«Auf Verbesserung zu denken» ist der Vorsatz der irgendeinen schwerwiegenden Mangel wahrnehmenden Patrioten. In seiner Chronik will Trümpi sich ihnen dankbar erweisen und ihnen «zeigen, daß ihre Sorgen oft das beste Ziel erreichen, [daß sie] der Nachwelt Gutes stiftind, und zum Exempel und Andenken gesetzt seyind».

«In unserem Staat ist das größte Verdienst eines Patrioten die Beseitigung des Frevels und Eigennutzens, die Ausrottung von Verderbnissen und Aegernissen der Sitten, die unparteiische Handhab der Gesetzen und der Gerechtigkeit.» Die Verbesserungen, die Trümpi darüber hinaus anstrebt, zielen auf Erneuerung, Verstärkung des eidgenössischen Defensionals und in Zusammenhang damit auf Hebung der glarnerischen «Anstalten in pace de bello», welche militärischen Anstrengungen ausdrücklich und ausschließlich im Hinblick auf aufgenötigte Defensivkriege erwünscht sind. Sie zielen ferner auf Abschaffung des Pensionenwesens, auf Herabsetzung der Aemterauflagen, auf Drucklegung der Gesetze, Anlegung eines Salzvorrates, Gründung eines Landesarmenfonds, Errichtung eines Zucht- und Arbeitshauses. Da gebrannte Wasser bei einigen noch mehr «als die Weinliebe ein Zunder des Elends» sind, möchte Trümpi in Befolgung einer «rechtmäßigen und christlichen Politik» solche starke Getränke mit dem «stärksten Zoll» belastet sehen. Da Zucker eine «eigentliche Delikatesse» ist, gehört auch auf ihn «ein wichtiger Zoll».

Trümpi fragt sich, ob nicht «eine Vieh-Assekuranz-Kasse zur Ermunterung könnte angelegt und von Mißbräuchen frei genug gehalten werden? . . . Ob nicht auch könnte nachgedacht werden, für die Vermehrung des Verdienstes Schiffbau im Land zu lehren und zu treiben? Sollten wir nicht Holz dazu haben? Sollten einige Kirezer-Dörfer am See, Niederurnen etc. nicht dadurch Verdienst» . . «ein ehrlich Stück Brod» sich verschaffen können? Der Linthkorrektur sowie der Melioration der Linthebene sollte «alle Aufmerksamkeit» gewidmet, und es sollten diesbezüglich «die reiche Holländer» zum Beispiel genommen werden. Hinsichtlich der «Allmenten» stellt Trümpi fest: «Jeder gestehet, was von denselben zu Saat-Aeckern ausgeteilt sei, werde am besten angewend't»; doch möchte er, daß bei der Lösung dieses Problems nicht mechanisch, sondern vernünftig vorgegangen werde. Wie später ein Melchior Schuler, so drang schon 1774 Christoph Trümpi darauf, daß die Allmenten nicht nur den reichen Besitzern von Rindvieh, sondern auch den weniger Hablichen sollten zugute kommen. Des weiteren macht er sich nicht nur die von Dr. med. *Conrad Schindler* 1771 publizierte Anregungen zu eigen, sondern bringt in seiner «Chronik» eine Menge eigener Vorschläge. So empfiehlt er die Untersuchung der Gemssulzen auf Salz und Salpetergehalt — die Prüfung, ob nicht im Stachelberg könnte in einem

zu errichtenden Heil- und Mineralbad «dem Land ein großer Schatz» aufgetan werden — er regt bessere, sparsamere häusliche Feuerungsstellen an — des weiteren die Ersetzung des Ziegelbelags der Dächer durch Schieferplatten — redet wie der allgemeinen Einführung der Feuerspitzen so auch der Dr. Martinschen Kinderimpfung das Wort — empfiehlt Verbesserung des Trinkwassers gewisser Gegenden und Anwendung «von verbranntem Meerschwamm» gegen das Kropfübel — weist die Aerzte auf noch ungenutzte Heilpflanzen hin und möchte dem teuren Tabak und Kaffee Erzeugnisse des Landes beigemischt sehen.

Der Schluß: Wer so verbesserungsträchtig ist, muß fortschrittlich gesinnt — wer ein Mann des Fortschrittes ist, muß ein Optimist sein — liegt nahe, so nahe wie die Oberfläche eben stets liegen wird. Ohne Zweifel war sich Trümpi des Fortschrittsgeistes seines Jahrhunderts bewußt, und wenn er «unsere Zeiten» anruft, verspürt der Leser mancherorts deutlich die hieraus entspringende Genugtuung. Wenn Trümpi trotzdem nur bedingt den Fortschrittmännern seiner Zeit beigezählt werden kann, so liegt die Begründung dieser Einschränkung darin, daß die Beantwortung der sich für ihn stets stellenden Frage, ob eine Neuerung «etwas der Religion Unschädliches», ob aus dem Geiste der Bibel heraus zu Rechtfertigendes sei, jederzeit der Einstellung des Vernünftig-Orthodoxen entsprach. Weder Trümpis Einsicht, daß «das menschliche Herz zu allen Zeiten Laster ausgebrütet» hat, welche «oft in ihrer Herrschaft nur abwechseln», noch der Anblick des «großen Teils der mit Nahrungssorgen gedrückten» Landsleute konnte ihn zuversichtlich stimmen. Es wirken auch zahlreiche Argumente des Optimismus in Trümpis dritter Predigt gesucht und konstruiert. Gerade solch heißes Bemühen aber verrät deutlich, wie sehr es dem Prediger daran gelegen ist, seiner Pfarrkinder Gemüt vor lähmendem «unnützen Grämen» zu bewahren; es vielmehr soweit zu festigen, daß jene «mit Mut, Hoffnung und Standhaftigkeit» gen Himmel aufsehn, und der «Zukunft getrost entgegen» blicken. Trümpis herber Optimismus erwuchs recht eigentlich aus der Demut seines Vorsehungsglaubens, fand Unterstützung an seiner hilfsbereit-tätigen Gesinnung, hat aber weniger zu schaffen mit dem Optimismus der Aufklärung.

Wurde seinerzeit die Reformation von den «Häuptern der Kirch»

abgelehnt und bekämpft, so fanden — sagt Trümpi — «Zwingli und die mit ihm erweckten Evangelisten [um so] offenere Ohren und Herzen wie bei dem Volk, also [bei] den Oberen des weltlichen Stands. Die Obrigkeiten wurden Beschützer des Evangeliums, Amm-väter der Kirch . . und unterstützten das Lehramt als einen göttlichen Beruf».

Schon lange vor Trümpis Zeit hatten sich die ehemals nach rein theokratischer Auffassung geordneten *Beziehungen zwischen Staat und Kirche* verändert, indem nun auch weltliche Interessen ihnen geboten, sich gegenseitig zu unterstützen. Die Kirche beansprucht jetzt den Schutz des Staates als ihr gutes Recht, arbeitet sie doch auch für die Erziehung von Jugend und Volk zum Gehorsam gegen die bürgerlichen Gesetze, für die Erziehung zur wahren Vaterlandsliebe. Der Staat seinerseits betrachtet Christlichkeit und Kirchlichkeit des Bürgers nicht wie *John Locke* als dessen Privatangelegenheit, sondern als Staatssache und Bürgerpflicht, und es findet dies auch Trümpis uneingeschränkte Billigung.

Es hat zwar die (weltliche) Obrigkeit zunächst die diesseitige, die Geistlichkeit zunächst die jenseitige Glückseligkeit der Bürger ins Auge zu fassen; dessen unbeschadet sind sie allebeide «Diener Gottes dem Menschen zum Guten». Obrigkeit und Geistlichkeit stehen in eben dieser Reihenfolge auf den obersten Staffeln der ständischen Leiter. Die ausdrückliche Anerkennung dieser Tatsache enthebt den Staatsbeamten Trümpi nicht von der Pflicht, wie den «Unteren», so auch den «gnädigen Herren und Oberen» zugleich «mit Bescheidenheit und Würde . . die Rechte Gottes zu verkündigen». Er warnt auch seine Amtsbrüder davor, die innere Freiheit hiezu «dem Gold, ja feinen Gold» zu opfern.

«Sollte man uns» — so lesen wir in den ‚Monatlichen Gesprächen‘ J. H. Tschudis vom Jahre 1724 — «in diesen Landen unsere Lehr- und Glaubens-Bücher aus den Häusern nehmen / unsere Kirchen entziehen / mit den Gütern der Kirchen nach Belieben disponieren und dispensiren / oder auf andere Weise wegen der Religion beschweren; ich weiß nicht / ob man eben lang still sitzen und nicht sogleich einen öffentlichen Auflauff machen würde?»

Wenn Schwandens frommer Diakon 1779 prüfend den Blick auf die Evangelischen seiner Gemeinde und seines Landes richtete,



mußte er in mehrfacher Hinsicht Aergernis nehmen. Das tägliche Bibellesen und andere «Pflichten der Frömmigkeit» wurden nicht mehr so ernst genommen wie ehemals. Abergläubisch-unvernünftige Ansichten ersetzten nur zu häufig eine reinere «Erkenntnis der christlichen Religion», und es herrschte «bei vielen» — Oben und Unten — «sehr grobe Unwissenheit in der Religion», teils aus hochmütiger Ueberheblichkeit, teils aus «kaltsinniger Gleichgültigkeit». Viele zweifelten an den Offenbarungen der Bibel, und die Zahl der Ungläubigen war im Wachsen begriffen. Man kann bemerken, «daß hin und her über Bibel und Testament, über die H. Geschichten und Lehren, boshafte Anmerkungen oder witzig sein wollende Einfälle angebracht werden, die anzeigen, daß auch wir Leute haben, die sich über das, was wir unsern Vätern bisher als Gottes Wort verehret, hinaus zu sein glauben, die uns das Evangelium ausschwätzen . . . alles Ansehen rechtschaffener Lehrer und Sprecher des Worts Gottes in jungen Gemütern zerstören wollen!»

Trümpi gibt Problematisches in der Bibel ohne weiteres zu. Er spricht von dunkeln, schwierigen Stellen, von geschichtlich Bedingtem, von mehr Zufälligem als unbedingt Notwendigem, von Mängeln der Uebersetzung — meint aber, der gutwillige Leser solle sich «ob wenig bedeutenden Nebenumständen, oder vielleicht schlecht übersetzten Worten nicht aufhalten», sondern sich um die «Hauptsache kümmern . . . Berechnet es, ob ihr in dem was deutlich ist, nicht schon alles habet, was zur Erkenntnis und Verehrung Gottes, zum Unterricht in allen euren Pflichten, zur Beruhigung des Herzens dienet! . . . Und bei dunklen und schweren Stellen» des Neuen Testaments «laßt euch des Apostels Mahnung gesagt sein, selbige nicht zu verdrehen zu eurem Verderben. II. Petrus 3, 16».

Insofern als Gott «will, daß alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen», insofern das in der Heiligen Schrift Geoffenbarte diese Wahrheit ist, insofern des weiteren die Menschen das Evangelium «als ein teures Geschenk» ihres himmlischen Vaters ansehen müssen, bedeutet es frevelhaften Undank, wenn sie sich anmaßen, das göttliche Geschenk auszuschlagen. Ein jeder kann die «Kraft Gottes in seinem Wort schmecken und erfahren», wenn er nur sein «Herz der Wirkung desselben aufschließen» will. Es hielt also Trümpi ernstlich dafür, daß der Glaube eine Frucht des guten Willens sei!



Auf jeden Fall konnte und wollte er öffentlich nur einen sich im Rahmen der Verfassung haltenden religiösen Individualismus billigen, das heißt, mehr nicht zugestehn als die staatlich gewährleistete «Freiheit des Gottesdienstes», der Confession. Dem schönen, von J. H. Tschudi stammenden und in dessen Chronik niedergelegten Gedanken, daß wohl auch «erronea conscientia, das irrende Gewissen obligire und verpflichte», hätte Trümpi nicht öffentlich zustimmen wollen. Ganz vertraulich aber gesteht er an Lavater: «ein redlicher Scepticus über die Wahrheit der Religion und des Christentums, der vor allem auf Wahrheit sucht und dürstet, und nicht von fleischlichen Affekten seinen Scepticismus herleiten kann, wird, deucht mich, auch so etwas [daß noch Heil für ihn seie] zu hoffen haben.»

Auch Christoph Trümpi war sehr dafür, ein Problem «mit Ueberlegung durchzudenken», falls nicht fromme Demut das «noli tangere» gebot, wie etwa beim Gegenstande der Prädestination, und wohl auch gegenüber dem Problem des Bösen, welches nirgends in Trümpis Schriften berührt wird.

Ihm, dem stark die Erfahrung berücksichtigenden Religions- und Sittenlehrer, ist rational-diskursives Denken fremd, und fremd damit auch die aufklärerische Methode des Philosophierens. Unter «Wahrheit» verstand Trümpi nicht in erster Linie das mit der Logik, sondern das mit der Erfahrung und vor allem auch das mit der biblischen Wahrheit Uebereinstimmende — er war ja eben nicht Philosoph, sondern Theologe. Immerhin verlangt auch er hinsichtlich des Heilsdenkens zunächst eine «Aufklärung der Begriffe».

Unbeschadet seines emotional-intuitiven Denkens ist Trümpi die Verwendung der Begriffe «Vernunft» — «vernünftig» sehr geläufig. «Vernünftig», adverbialisch gebraucht, bedeutet bei ihm oft «leidenschaftslos-gemäßigt», im Gegensatz zu «eifervoll-hitzig». Die Bezeichnung «unvernünftig» hinwiederum findet sich wiederholt in der Bedeutung von «unkritisch». Wenn Trümpi einmal der «vernünftigen» die «abergläubische Weise» entgegensetzt, wenn er ein andermal vom «Schwindel des Aberglaubens» redet, so ist daraus zu schließen, daß er die Vernunft als unumgängliches Werkzeug zur Erkenntnis der Wahrheit auffaßt. Da eine «eifervoll-hitzige» Seelenlage der Anwendung der Vernunft nicht förderlich ist, sondern die unbefangen-

kritische Betrachtung einer Sachlage gefährdet, ist sie der Auffindung der Wahrheit schädlich.

Ist Trümpi wohl sehr eingenommen für den Gebrauch der Vernunft, so kann er, im Gegensatz zur Aufklärung, ihr die Autonomie nicht zubilligen. Er fragt sich: Ist ein durch vernünftiges Denken erzielt Resultat ohne weiteres auch ein heilsames Resultat? Der Mensch bedarf aber des heilsamen Wissens; er braucht «gesunde Nahrung für Geist und Herz». Nicht Voltairsche Abenteuer des Geistes hat er zu bestehn, sondern hat mit geistlichem Verstand «die Weisheit zur Seligkeit durchzudenken». In der Bibel findet der Mensch nicht nur «das heilsame Wissen des Nötigen und Wichtigen», er findet darin auch Wegleitung zum Denken im «geistlichen Verstand».

«Anlage und Hoffnung der Unsterblichkeit» erkennt der Nachdenkende als «in der menschlichen Natur liegend»; dem «großen Haufen» bleibt solches aber verborgen, und «die Philosophie kann es zu keiner Demonstration der Unsterblichkeit der Seelen bringen. . . . Oed und trostlos wäre unser Leben ohne die Religion, schwach die Religion der Vernunft ohne das Licht des h. Evangelii . . . Womit als mit Gottes Wort» — so redet Trümpi seinen Amtsbrüdern ins Gewissen — «wollen wir zu unsern Angefochtenen, Kranken und Sterbenden gehen? Ohne dessen Trost wären wir da eitele Tröster . . . Vernunftsschlüsse würden gewiß da nicht ausrichten, was das Wort aus Gott tut».

Auch bezüglich ihres großen Vertrauens auf die Vernunft als Motiv für den Willen der Gesunden ist Trümpi nicht einverstanden mit der «Aufklärung». Sein Verzicht darauf, im Anschluß an *Shaftesbury*, die Moral von der herkömmlichen Bindung an die theologische Dogmatik zu lösen, ist außer mit seinem Glauben auch mit seiner Ueberzeugung zu erklären, daß dem nur zu leicht von seinen Trieben, seinen Leidenschaften übermannten Menschen nicht geholfen werden kann mit verständigen Lehren, wohl aber mit durch die Gottesfurcht erweckter, auch die Leidenschaften bändigender Kraft. «Glaub und Gehorsam Gottes sind unser höchstes Prinzipium, das wirksamste, das stärkste; für den großen Haufen das einzige» [einzige].

Lessings 1780, also noch zu Lebzeiten Trümpis erschienene «Erziehung des Menschengeschlechts» hat dieser kaum studiert. Weder

sein religiöser Standpunkt noch seine Einschätzung der Mentalität des großen Haufens hätten es ihm ermöglicht, sich zu Lessing zu bekennen, bei dem der reife Mensch, auf der obersten Erziehungsstufe angelangt, seine Pflicht aus sich selbst heraus zu vollbringen imstande ist. Dessen ungeachtet hat der Mann — eben Christoph Trümpi — auf hoher moralischer Stufe gestanden, er, der «auf gute gemeinnützige Werke und Tugenden zu eifern» gewillt war, weil solches «die beste Bahn der Ehre ist». Insofern als sie mit aufsteigendem Stand aufsteigende Ansprüche vereinigt, ist auch Trümpis Ethik ständisch orientiert, und im ethischen Bereiche offenbart er sich als Aristokrat. «Noblesse oblige» — dementsprechend sind denn auch seine Ansprüche an die «Oberen» sehr hoch.

Nicht nur als getreuer Diener des Evangeliums und der Kirche, auch als Diener des Staates mußte Trümpi deistisches und atheisches Denken bekämpfen, bedeutete solches doch zum Beispiel auch eine Gefährdung des Eides; diesen aber erkennt der Schwander Diakon als «bei Republiken und kleinen Freistaaten die sicherste Stärke der Gesätzen, das wichtigste und heiligste Band der Treu und Pflicht bei Oberen und Unteren. Religion und Gottesfurcht aber machen die Kraft seiner besten Wirkung aus». Der furchtbare Eid aber, dessen Substanz zweifellos Trümpis volle Billigung genossen hat, und der auch 1834 noch sozusagen unverändert beschworen werden mußte, lautete wie folgt: 1) «Da ich falsch oder unrecht schwere / so soll mich Gott der Vatter / Gott der Sohn / und Gott der heilig Geist ausschließen und absönderen von der ganzen Christenheit. 2) Da ich falsch oder unrecht schwere / so soll mir Gott der Vatter mein Erschaffer / Gott der Sohn mein Erlöser / Gott der heilig Geist mein Seligmacher / nicht mehr zu hilff kommen / wann sich mein Leib und Seel / an meinem letsten Ende / von einanderen scheiden thut. — 3) Da ich falsch oder unrecht schwere / so soll das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi / wormit er am Stammen des Kreutzes / für der ganzen Welt Sünden bezahlet / und genug getan hat / an mir verloren seyn / und ich mich dessen in Ewigkeit nicht mehr zu getrösten haben. Es sollen auch mit dem kostbarlichen Blut Jesu Christi meine Sünden nicht gereiniget / noch abgewaschen werden. Und dann zum 4.) Da ich falsch oder unrecht schwere / so helffe mir Gott nimmermehr / und daß ich Meineidiger am jüngsten Gericht / mit Schrecken / Zitteren / und Traurigkeit aufferstehe / und allda mein

Leib und Seel vor dem strengen Richterstuhl Gottes / und den auß-  
erwählten Heiligen Gottes abgescheiden / und in die feurige Flam-  
men / so den Teufflen und allen Verdammten zubereitet / geworffen  
/ und der freudenreichen Anschauung ewiger Gnaden / und gött-  
lichen Angesichts in Ewigkeit beraubet werde.» —

Es sollten also Ungläubige zum mindesten ihre «Weisheit» für  
sich behalten, und nicht den Frommen an seinem Glauben zu irren  
versuchen. Ihr Geschwätz gleicht trüben Bächen und unlauteren  
Quellen. Um so anmaßlicher ist es von ihnen, «ihre so armselig hin  
und her wankende Weisheit» den Mitmenschen «zum Licht aufstek-  
ken» zu wollen. Sie mögen des Paulus Mahnung beherzigen: «Ist un-  
ser Evangelium verdeckt, so ist es denen, die verloren werden, ver-  
deckt. 2. Cor. 4, 3.»

Unglaube, Trägheit, Ueppigkeit und Hochmut will Trümpi nur zu  
oft vergesellschaftet finden, und solchem Unglauben gegenüber Tole-  
ranz zu üben, kann der Seelsorger nicht verantworten, dessen Aufgabe  
es ist, «den ganzen Leib dieser Gemeinde durch die Kraft der Reli-  
gion, dieses göttlichen Salzes, vor der Tod drohenden Fäulnis zu be-  
wahren, die Unglaube, Leichtsinn und Sinnlichkeit [ihm] zubereiten  
könnten». In Trümpis moralische Entrüstung ist wohl auch ein  
Tropfen des Ressentiments darüber hineingeflossen, daß «itzt oft der  
Unglaube die heilige Würde» des geistlichen Standes «unter die Füße  
treten möchte».

## Die Chronik

Das in Trümpis «*Chronik*» niedergelegte, weit ausgreifende *hei-  
matkundliche* Wissen hat der Verfasser sich erworben durch persön-  
liche Augenscheinnahme und Umgang mit Volksgenossen, durch  
Ausübung von Rechten und Pflichten eines glarnerischen Bürgers,  
durch Vertiefung in das von «Kennern» ihm Mitgeteilte und durch  
Studium des zeitgenössischen glarnerischen Schrifttums. Dieses be-  
treffend stößt man in der Chronik auf folgende Namen:

Camerarius Jh. Jb. Tschudi (Handschriftl. Chronik).

Pfarrer Jh. Melchior Trümpi (Handschriftl. meteorolog. Tabellen  
u. a. mehr).

Pfarrer F. Zwicky («Leben des Chronisten J. H. Tschudi», Zürich,  
1749).

Pfarrer Joh. Ulr. Legler («Versuch über die Freiheit», 1764).  
Pfarrer Felix Freuler (Landsgemeindepredigt, 1763).  
Pfarrer Jb. Steinmüller (Rede an die Landleute von Glarus, 1765).  
Dr. med. Conrad Schindler («Auferweckungen zur Verbesserung der Sitten und Landwirtschaft . . .», 1771).  
Verschiedene «Leichpredigten».

Bei der Abfassung der historischen Abschnitte seines Werkes wurde Trümpi vorzüglich von Camerarius Jh. Jb. Tschudi «mit guten Beiträgen unterstützt», indem ihm sein Glarner Kollege aus seinen reichen Beständen ausgewählte ältere Manuskripte und Drucke zur Benützung überließ. Ferner stützte er sich auf eine (1831 noch vorhandene und von V. D. M. Joh. Peter Aebli benützte) «geschriebene Glarner-Chronik von Dekan Joh. Melchior Trümpi». Laut seiner «Chronik», laut seinen «Zusätzen» hat Trümpi des weiteren als «Authentica gebraucht» — an Manuscripten:

Valentin Tschudis Chronik, 1521—33.

Acta der Streitigkeiten 1560—64.

Excerpta aus dem Archiv Zürich: 128.129.130. Truken (Schachtel).

Gl. Ratsprotokolle v. 1564—70. 1712—70.

Mscrpta über Vertrag 1683 von Landschreiber Feltmann,  
über Vertrag 1638 von Landschreiber Elmer.

Evgl. und Gemeine Landsgemeinde Acta.

Zwinglis «Schlußreden».

Taufbücher von Bilten, Schwanden u. andere.

Landschreiber Tolders Landsbuch de 1620.

Decan A. Wild sel. über «Falsche Zulag» betr. 1532.

Manuscripta des sel. Camer. Joh. Heinrich Tschudi.

Eidg. Abscheide.

An Drucken:

die einschlägigen Werke von Rahn, Stumpf, Bullinger, Wirz, Walser, Lauffer, Bodmer und Breitinger (historische u. kritische Beiträge), Hübner, Büsching, Herrliberger, Joh. Geßner, J. K. Füßli, J. K. Fäsi, G. S. Gruner, J. G. Sulzer, Zurlauben, May. Reisebriefe von Burnet, Coxe. Ferner des Thuanus «Historiarum sui temporis tomi IV (1620)», Pontoppidans Naturhistorie Norwegens, sowie Einschlägiges aus der Deutschen Bibliothek.

Gewiß war Trümpi schon seinerzeit auf dem Carolinum durch Zimmermann auf die Ansprüche an *Quellenkritik* und an Quellen-



Interpretation hingewiesen worden. Jedenfalls spricht er in der Chronik einmal von «mühsam zu untersuchenden Quellen», ein andermal (in den Predigten) von «verschiedenen Gesichtspunkten, worin verschiedene Menschen die gleiche Geschichte und Erzählung fassen». Trümpi weiß ferner um die Forderungen möglicher Vollständigkeit und Zuverlässigkeit, um die Forderung der Objektivität.

Seinen Standpunkt fixieren wir als den des vernünftig-orthodoxen Theologen, des demokratischen Republikaners und Eidgenossen. Teilweise rekapitulierend, geben wir im folgenden die Voraussetzungen wieder, die Trümpis *Geschichts-Auffassung* und Darstellung zugrunde liegen. Niemand wird sich wundern, in ihnen Trümpi als Geistesverwandten eines *Bossuet* (1627—1704) zu erkennen.

Gott, der Schöpfer Himmels und der Erden, «samt den Werken darauf» und den auf der Erde lebenden Menschen, hat deren «verbrüderetes Geschlecht... aus einem Blut gemacht». Er bestimmt «allen Stämmen die Zeiten und Marchen ihrer Wohnungen».

Auch der Völker Dasein bedeutet für sie eine Aufgabe und Prüfung. Eines christlichen Volkes Hauptaufgabe ist seine Mitarbeit an der Herbeiführung des Reiches Gottes auf Erden. Darüber hinaus hat «jedes Zeitalter... seine eigenen Bedürfnisse» und diesen entsprechend seine speziellen Nebenaufgaben.

Wie über dem Leben des Einzelnen so waltet auch über den Völkerschicksalen die Vorsehung des gemäß seiner Allmacht, Weisheit, Gerechtigkeit und Vaterliebe ins Völkerleben eingreifenden Schöpfers. Keine Feuersbrunst, keine Wassernot, kein Krieg und kein Friedensschluß erfolgt «ohne Gottes heiliges Verhängnis». Gott belohnt und straft ein Volk je nach seiner väterlich-weisen Erziehungsabsicht.

Wie das Alte Testament dartut, ist das Menschengeschlecht «nur nach und nach gebildet worden». Wennschon das Menschenherz seit jenen Anfängen bis heute sich kaum geändert, kaum gebessert hat, entwickelt sich die Gesittung der Völker dessen ungeachtet vom Rohen ins Edlere, und zwar dies einerseits dank der dem Menschen geschenkten Vernunft, andererseits und vor allem aber dank der göttlichen Hilfeleistung durch das alte und «das liebe, kleine neue Testament».

Da Christoph Trümpi bei aller Wertschätzung des Schriftstellers Joh. Hch. Tschudi über dessen Chronik sich dahin ausspricht, daß



sie «doch nur ein erster Versuch» sei, dürfen wir erwarten, er habe der Tschudi-Chronik Schwächen in seiner eigenen Arbeit zu vermeiden gesucht. Einiger dieser Schwächen war sich sein Vorgänger selber bewußt gewesen. «Die Zierlichkeit der Worten und der Redensart gehe ihm ab», bekennt Tschudi; es fänden sich vielleicht zuviel «minutiae» in seiner Chronik, auch zuviel «Gemein-Eidgenössische Sachen», um «die lacunas, oder lähren Jahre um etwas auszufüllen».

Trümpis Werk unterscheidet sich von demjenigen Tschudis weniger in den Voraussetzungen als in der Absicht. Vor allem wendet er sich nicht mehr hauptsächlich an die Gebildeten der beiden obern Stände, sondern an einen größern Leserkreis, waren doch jetzt «mehrere als zu den Zeiten unserer Väter mit dem Lesen bekannt». So schreibt er seine Chronik zu Nutz und Frommen der glarnerischen «Staats-Leute» [Staatsmänner], schreibt sie für «Liebhaber der Natur-Historie», hofft, sie könne «brauchbar sein für den Hausstand».

In Uebereinstimmung mit seinem Ratschlag: «Nur zum Zeitvertreib etwas Lustiges lesen, das könnte nicht viel nützen» — in Uebereinstimmung mit seiner pragmatisch denkenden Zeit will Trümpi seinen Landsleuten nützlich sein; er will sie auch nicht vor allem gelehrt als vielmehr klug und weise machen. Besonders auch hinsichtlich der sein Werk einleitenden «Genauen Beschreibung des Stands und Lands Glarus» war es seine betonte Absicht, eine praktischere Arbeit zu liefern, als er selber solche einst für Faesi geschrieben hatte.

Es galt für ihn, zunächst nun einmal den Stoff strenger zu sichten, als Tschudi es getan hatte. Vorwiegend der Kurzweil des Lesers dienende «minutiae» sowie eidgenössische «Lückenbüßer» durften keinen Platz finden in Trümpis Chronik, und es sind denn auch tatsächlich aus ihr verschwunden die in der ältern Arbeit zu findenden Hostien- und Engelmirakel, feurigen und tönenden «Luftgeschichten», verschwunden die dort zahlreichen Berichte von Zaubereien, Moritaten, Hinrichtungen, Raubtierjagden, verschwunden die Erwähnung des sich dem Satan verpfändeten Manichäers sowie jene des Betrügers im Style des «Grafen» Strapinski. «Eidgenössische Sachen» finden sich in Trümpis Chronik nur insofern und insoweit berührt, als der Stand Glarus darin «sich eingeflochten gesehen». Die Darstellung des alten Zürichkrieges, welche Tschudi 115 Seiten gekostet hatte, wird in Trümpis Chronik, einschließlich eines Zusatzes

auf Seite 748 auf nicht einmal ganzen fünf Seiten abgetan, auf welchem knappen Raume der Chronist überdies noch Platz findet, gegen den Kammerer J. C. Fießlin zu polemisieren, der die schlaunen Glarner als «Feuerblaser» im alten Zürichkrieg verschrieen hatte. Leider unterläßt es der Glarner Demokrat, den zürcherischen Aristokraten mit Gründen zu widerlegen!

Statt in die Breite, dringt Trümpi mit Glück da und dort in die Tiefe und versteht es zum Beispiel ausgezeichnet, gelegentlich der Darstellung des «wahren Entwurfs der Reformation» seine Glaubensgenossen in den «Gründen des Glaubens» zu unterrichten, ohne sich weder etwas zu vergeben, noch das Gebot der Toleranz zu verletzen.

Ein andermal dringt er in die Tiefe, indem er sich mit Glück in der Charakteristik einer Epoche versucht. Wiederholt macht Trümpi seine Leser auch auf die inneren Zusammenhänge aufmerksam, auf Ursache und Wirkung. Sein ernsthaftes historisches Bemühen spricht sich deutlich aus zum Beispiel in dem Wunsche: «Ich möchte recht sehr die Umstände, welche (1468) zur Vergrößerung des Stifts Sankt Gallen so viel beigetragen und die Hoffnung Toggenburgs zur Freiheit abgeschnitten, deutlich entwickelt sehen.»

Wie das unwürdige Kunterbunt und die arge Zerrissenheit mancher älterer Chronik hat Trümpi in der seinigen auch jene Farblosigkeit und Dürre zum Teil überwunden, indem hier zahlreiche psychologische, moralische und politische Reflexionen das Referat der Tatsachen in für des Verfassers Charakter aufschlußreicher Art würzen.

Die Geschichte des Glarnervolkes überblickend, festigte sich in Trümpi der Glaube an die über dem Schicksal der Völker waltende göttliche Vorsehung zur handgreiflichen Ueberzeugung davon, daß es in Gottes Absicht gelegen hatte und immer noch lag, das Glarnervolk «zu einer vollkommenen Freiheit zu führen».

Schon im ersten «bösen» Bund vom Jahre 1352 war das Land Glarus «dem ewigen Bund der Eidgenossen einverleibet» worden. Niemand dachte damals — so sagt Trümpi — «sich den alten Pflichten der [österreichischen] Herrschaft zu entreißen, sondern nur wider Unbill und Tyrannei [sich] zu schützen. Aber der Herr hat es [das Glarnervolk] zu einer vollkommenen Freiheit geleitet».

Trümpis Ueberzeugung wirkte bestimmend auf die Gliederung seiner Chronik in «Abschnitte». Es beginnt die eigentliche «Ge-

schichte» erst mit dem zweiten Abschnitt, darstellend die erste Wegstrecke der Befreiung, bis zum «bösen» Bund 1352. Der dritte Abschnitt enthält die Entwicklung bis zum bessern Bund, der nächste jene bis zur Reformation, das heißt bis zur Abschüttelung wieder eines, und zwar — vom Standpunkte des evangelischen Geistlichen aus gesehen — eines nicht minder drückenden geistigen und «menschlichen Jochs». Der letzte Abschnitt dieser «älteren Geschichten» bringt die Entwicklung von 1683—1712, das heißt bis zum Frieden von Aarau, dessen «Hauptpunkte» darum in Trümpis Chronik «billig ihren Platz verdienen», weil «sie sonderlich die so edle christliche Gewissens-Freiheit und Duldung beschützen». Auf den beiden, seine geschichtliche Arbeit beschließenden letzten Seiten handelt Trümpi vom rechten Gebrauch der Freiheit, und es ist zwischen den Zeilen seine Erwartung herauszulesen, daß sein Volk in besagter Hinsicht Fortschritte machen und so sich Gott dankbar zeigen möge.

Von den Hauptmerkmalen der pragmatischen Geschichtsschreibung (Dilthey): 1. Richtung auf die Kausalerkenntnis — 2. Anerkennung der Individuen als der wirklichen, empirisch nachweisbaren Ursachen und Betrachtung dieser Individuen aus dem Gesichtspunkt, daß sie absichtsvoll und in persönlichem Interesse handeln; daß sie, nicht Volk oder Staat die geschichtlichen Größen sind — 3. Absicht, nicht bloß gelehrt, sondern auch weise zu machen, die Gegenwart aus der Vergangenheit zu begreifen — von diesen drei Hauptmerkmalen eignen mindestens das erste und dritte auch der Methode Trümpis. Wir dürfen Christoph Trümpi demnach als einen auf dem Wege von der konservativen zur pragmatischen Geschichtsschreibung befindlichen Historiker bezeichnen. Wenn auch noch nicht durchgehend in der Darstellung an sich, so doch in der absichtsvollen, Entwicklungen zusammenfassenden Gliederung des Stoffes bedeutet seine Chronik einen Fortschritt auf dem von der Formlosigkeit zur Durchgestaltung führenden Wege der Geschichtsschreibung.

In seinem Vorwort bedauert der Verfasser selber es lebhaft, daß hinsichtlich der Vollständigkeit sein «kurzer Abriß der ältern Geschichten» (bis 1712) sein Werk zu wünschen übrigläßt; er bedauert ebenfalls selber auch die Unzuverlässigkeit der beigegebenen Landkarte. Beide Mängel zu beheben, lag außerhalb seines Vermögens.

Was Trümpis Objektivität anbetrifft, ist eine Zwiespältigkeit wahrzunehmen. Den Standpunkt des Unparteiischen einzunehmen,

gelingt ihm gegenüber den Katholiken leichter als zum Beispiel gegenüber Zürchern und Werdenbergern. Die «freundeidgenössischen Vermahnungen zur Milde (gegenüber jenen aufrührerischen Untertanen) bewirkten wenigstens» — so schreibt *Gottfried Heer* — «daß keiner der Empörer mit dem Tode bestraft wurde. Sonst kann man den ausgefallten Urteilen nicht gerade große Milde nachrühmen». Heer ist also nicht Trümpis Meinung, daß «das Verhalten der Obern zu Glarus» sich «zu allen Zeiten rechtfertigen» werde.

Eine so objektive Beurteilung jener Verhältnisse konnte sich zu Trümpis Zeiten ein glarnerischer Historiker ungestraft nicht leisten. Der Ton seiner Darstellung verrät jedoch deutlich, daß Trümpi nicht aus Furcht, sondern als patriotischer Anwalt seines Landes geschrieben hat, als welcher er bei völliger Selbstbestimmung nicht anders konnte, als dessen Partei zu ergreifen.

Dr. *Adolf Jenny* bemerkt im zweiten Band der «Glarner Geschichte in Daten» (S. 633), daß der Chronist Christoph Trümpi den glarnerischen Feldhauptmann in der Schlacht bei Näfels — nach Aegidius Tschudi ein Matis (auch Mattis) von Büelen — «umgetauft» habe in einen Matthias am Bühl. Es dürfte kaum mehr exakt ergründet werden können, was Trümpi veranlaßt hat, in dieser Sache von dem von ihm hochgeschätzten Tschudi abzuweichen. *Gottfried Heer* meint, es komme daher, daß das Säckinger Urbar an erster Stelle «die am Bule» nennt, daß auch Tschudi unter den Gefallenen zu Näfels einen «Rudi am Büel» aus der Kirchhöri Glarus erwähnt.

Wie von einem Absolventen des um die Mitte des 18. Jahrhunderts wissenschaftlich eher nach England als nach Frankreich orientierten zürcherischen Carolinum erwartet werden kann, schwelgt Trümpis Sprache — im Gegensatz zu der J. H. Tschudis — nicht mehr im «Französiere». Da in der jüngeren — ebenfalls wieder im Gegensatz zur ältern Chronik — auch sozusagen keine Latinismen mehr zu finden sind, schreibt Trümpi in quantitativer Hinsicht das reinere Deutsch. Leider läßt aber sein Ausdruck darin sehr zu wünschen übrig, daß er sehr oft gröblich fehlerhaft ist und mancherorts sich als nichts anderes als ein schlecht in die Schriftsprache übertragenes Glarnerdeutsch erweist. Trümpi lehnte sich überdies sprachlich in den ersten zwei Teilen seiner Arbeit (bis Seite 440) so stark an den Ausdruck der von ihm benutzten Chroniken von J. H. Tschudi (Schwanden) und Camerarius Jh. Jb. Tschudi (Glarus) an, daß dies

der Gewinnung eigener sprachlicher Ausdruckskraft nur schädlich sein konnte. Und wenn auch weder der Schwander noch der Glarner Tschudi die Leser durch ihre Sprache stärker fesseln können, so imponieren sie in dieser Hinsicht als Kreditoren immer noch mehr als ihr Debitor Trümpi \*. Dessen hinsichtlich des Sprachausdrucks beste Leistung entdeckt man da, wo er sich frei vom Gängelband bewegt, nämlich auf den die «neueren Geschichten» beschließenden Seiten 689—696.

Die Uebernahme zahlreichster Ausdrücke und Redewendungen aus den Arbeiten von Jh. Jb. Tschudi und Jh. Heinrich Tschudi könnte den Verdacht erwecken, daß Trümpi namentlich letztern tüchtig abgeschrieben und es sich leicht gemacht habe. Aber gerade hinsichtlich der beiden ersten Abteilungen, der «Beschreibung» und der «älteren Geschichten», hat er es, wie seine handschriftlichen «Zusätze» zur Chronik solches nachdrücklich belegen, an intensivster eigener Forschungsmühe in nichts fehlen lassen. Es redet denn auch der nächste glarnerische Geschichtsschreiber, Melchior Schuler, von unserem Chronisten als von dem «eben so gewissenhaften als gründlichen Trümpi», und es wird seine Chronik als verlässliche Quelle gerühmt und benützt wie von J. A. F. von Balthasar, so auch von Zurlauben.

Wenn ein uns nicht namentlich bekannter zeitgenössischer Rezensent Trümpis «Stil, seine Art zu erzählen» als «ziemlicher Verbesserung» bedürftig bezeichnet, so können wir uns seinem Urteil anschließen. Wenn er der «Neueren Glarner Chronik» den Charakter einer Glarner Geschichte abspricht und sie nur gelten läßt als «eine neue Sammlung geographischen, historischen, meteorologischen, ökonomischen und politischen Inhalts dessen, was für sein [Trümpis] Vaterland mehr oder weniger interessant sein mußte», so kann ihn der Anwalt Trümpis nicht widerlegen, darf aber darauf hinweisen, daß letzterer immerhin mehr gehalten, als er versprochen hat, indem

\* Ein Beispiel für Dutzende:

«Auch ist zu mercken / daß in allen denen schweren Kriegen / welche die Eydgnossen biß dahin (Schwabenkrieg) und sonderlich in diesem Seculo geführt / sie allezeit ihre Waaffen sieghaft empor gehoben / worzu aber ihre damahlige Aufrichtigkeit / dapffere Zusammensetzung / und gute Bereitschaft / neben Gottes gnädiger Hülff und Beystand / gar viel gethan.» J. H. Tschudi: Chr. S. 339. «Die Einigkeit, Wachsamkeit und dapfere Zusammensetzung der Eidgenossen in diesem (Schwaben-) Krieg verdient stäts angerühmt zu werden.» Chr. Trümpi: Chr. S. 227.



die vom Verfasser als «Chronik» bezeichnete Arbeit eine Annäherung an eine vom tüchtigen Rezensenten mit Recht geforderte «Geschichte» bedeutet. Daß Trümpis Ansichten und Vorschläge betreffend «die Oeconomie seines Vaterlands [und zwar vermutlich besonders seine Meinung hinsichtlich der Allmenden] ungütig aufgenommen, noch ungütiger ausgelegt und von Männern beiderlei Geschlechts (!) für Beschäftigungen (!) taxiert (wurden), die für einen Geistlichen unschicklich waren», ist Beweis genug dafür, daß Trümpi in mancher Hinsicht sich eines weiteren Horizontes als viele seiner Mitbürger erfreute.

### **Trümpis Bildung und Charakter**

Des Menschen geistige Bildung vollzieht sich zunächst gemäß seinen Fähigkeiten und Interessen, gemäß seinem Fleiß. Sie wird durch äußere Umstände gehemmt oder gefördert, erfährt auch durch diese und jene Erfahrung und Lebensnotwendigkeit einen Richtungswechsel.

Hinsichtlich des Knaben Unterricht beim Onkel Pfarrer, hinsichtlich des Jünglings Studien in Zürich dürfen wir besagte äußere Umstände als für Christoph Trümpi durchaus günstig und förderlich bezeichnen. Er hätte auch nach Absolvierung des Carolinums kaum «mit größtem Lob» zum V. D. M. promoviert werden können, wenn es ihm an guten Gaben und an Fleiß gebrochen hätte.

Da Trümpi in den aus seinen letzten Lebensjahren stammenden gedruckten Predigten hie und da auf Weise, auf Philosophen des Altertums sich beruft, ist es wahrscheinlich, daß er auch nach Verlassen des Carolinums immer wieder sich auseinandersetzte mit den Gedanken eines Zarathustra, Solon, Sokrates, Plato, Cicero, Seneca und Juvenal. Bei all ihrer heidnischen Beschränkung verehrte er diese «gewiß großen Männer», deren Geisteslicht zwar nicht an die «Sonne der Gerechtigkeit» des Sohnes Gottes heranreicht, die aber auch als «kleine Sterne» ihm doch «Gottes Finger» bedeuten.

Nicht aus direkten Zitationen, wohl aber indirekt aus unmißverständlichen Anspielungen erfährt man aus den Predigten, daß Trümpi außer bei den von ihm namentlich angeführten, eben erwähnten alten Denkern auch bei neuern, bei Shaftesbury und Montesquieu, Belehrung gesucht hat; Belehrung in Religions- und Erzie-



hungsfragen sowie hinsichtlich der Menschen- und Staatsbürgerpflichten.

Etwas detailliertere Auskunft über Trümpis Bildungsansprüche als die Predigten bieten seine Briefe. Ihnen entnehmen wir, daß er wohl schon bald nach seinem Amtsantritt in Schwanden die Heilige Schrift speziell auch nach eschatologischen Auskünften zu durchforschen unternommen hat. Er gedachte eine Abhandlung über die Vorgänge am Ende der Welt in Form eines «Sendschreibens» an *J. C. Lavater* zu veröffentlichen. Daß der mit solchen Gedanken sich Beschäftigende den angekündigten Lavaterschen «Aussichten in die Ewigkeit» lebhaftes Interesse entgegenbrachte, kann niemanden wundern. Es ist Trümpis erster (undatierter) Brief an Lavater denn auch zu verstehen als Reaktion auf des letztern Aufforderung an seine Leser, sie möchten ihm ihre Anmerkungen zu seinen «Aussichten» mitteilen.

Trümpi hielt mit seiner Meinung nicht zurück und gab einer akuten Befremdung mit folgenden Worten Ausdruck: «Ich gestehe Ihnen, daß Ihr letztes (Schreiben) mich äußerst bestürzt. Soviel neue seltsame und fast unerhörte Sätze! . . . Ich bitte Sie doch, Ihre Paradoxa nicht so bald der Welt bekannt zu machen, sondern einige Jahr bei sich still reif werden zu lassen . . .»

Aus ähnlicher Absicht heraus wie die «Aussichten», studierte Trümpi auch *Bonnets* «Palingenesie» (in Lavaters deutscher Uebersetzung und mit dessen Anmerkungen) und ging in vielem mit dem Autor einig, einig auch mit *Bonnets* Kritik gewisser *Leibnizscher* Gedanken, und zwar vermutlich seiner bloß philosophisch, nicht bibelmäßig begründeten Ansicht von «der künftigen Restitution und Vervollkommnung aller organisierten und beseelten Wesen». Auch bei *Priestley* entdeckte Trümpi Gedanken über die Auferstehung, die den seinigen «sehr nahe» kamen.

*Hutchesons* System «vom allgemeinen Besten (vom größtmöglichen Glück der größtmöglichen Zahl)» wird vom Schwander Diakon ebenso abgelehnt wie des (die Gottheit Christi ableugnenden) Sozinianers *Crugot* «Christ in der Einsamkeit». Ablehnung erfahren natürlich auch *Diderot* und *Helvetius*; jener wegen seines «gefährlichen» Panpsychismus (ein materialistisch gefärbter Pantheismus), dieser wegen seines krassen Materialismus. Des *Helvetius* «De l'Esprit» — so bemerkt Trümpi zu Lavater — «ist mir wie Ihnen das

wichtigste Buch für die Kenntniss der Welt, und der gefährlichste Prediger der epikuräischen Moral und Politik».

Die Abhandlungen eines *Jerusalem* und *Spalding* studierte Trümpi vielleicht weniger wegen ihres lutherischen Gedankengutes, als vielmehr um sich mit ihrer anerkannt fortschrittlich-guten Predigtweise vertraut zu machen. In *Gellerts* «Moralischen Vorlesungen» dagegen fand er zu gleichzeitiger Erbauung wie Zerknirschung «den wirklichen Geist unsers Herren und seines Evangeliums». Zu *Basedow* griff er vermutlich auf Lavaters Empfehlung hin, ohne jedoch seines Zürcher Freundes Begeisterung für den deutschen Pädagogen zu teilen.

Gelegentlich seines Aufenthaltes in der Nähe Zürichs, im Sommer 1774, versäumte Trümpi nicht, sich von dem mit Lavater befreundeten *Pfenninger* «mit einigen Rissen, Anstalten, als Absichten der Phisiognomik» bekannt machen zu lassen. Nicht nur galt es, dem verehrten Autor damit eine Aufmerksamkeit zu erweisen, sondern es hoffte zweifellos Trümpi, durch Vertiefung in den Gegenstand eine Förderung seiner Menschenkenntnis zu erfahren. Daß die Lektüre dann aber in bestimmter Hinsicht zur Enttäuschung des kritischen Lesers gereichte, geht aus folgenden Zeilen vom August 1774 an den Verfasser hervor: «Ich wünschte, daß Sie diese Kunst oder Wissenschaft, die wegen Veränderung der menschlichen Aspekten, Gesundheitsumständen, Laune, Alter, physischer und moralischer Constitution in Glück und Unglück, Mangel und Ueberfluß, den Tiefen der Vorstellung, den Halbtugenden und Halblastern u.s.w. soviel Unentschiedenes haben muß, nicht gar zu wichtig machen. Auch gestehe Ihnen, i. Freund, Ihre stillere Absicht aus Zusammensetzung aller Lineamenten der Tugendausdrücken das Bild unseres HERREN zuletzt aufzufinden, dünkt mich teils zu schwierig, teils nicht so wichtig. Schwierig, die richtigste Mischung der Tugendlineamenten — in Verbindung mit dem Einfluß, den Klima, Abstammung usw. auf die physische Constitution haben — zu treffen. Nicht gar wichtig, weil wir, da wir das moralische Bild . . . . . unsers Herren, seinen großen Charakter in den Evangelien haben, das sinnliche Bild eines Gemälds wohl entbehren können und vermutlich selbst nach der Absicht des HERREN entbehren sollen . . .»

Zeitweise parallel mit den eben angeführten Studien ging die Lektüre der zürcherischen «Monatlichen Nachrichten», liefen jene be-

reits erwähnten, für den Verfasser der «Neueren Glarnerchronik» ebenso unumgänglichen als umfangreichen landeskundlichen Studien. In der Chronik hat Trümpi — in Uebereinstimmung mit der Auffassung seiner Zeit von der lehrhaften Bestimmung der Kunst — den christlichen Dichterpatrioten *Haller* und *Lavater*, dem vernünftig-orthodoxen Dichter-Moralisten *Gellert* das Wort erteilt. Mit diesen Zitaten wollte sich der Chronist die Autorität der Zitierten zunutze machen. Darüber hinaus können sie aber, gleich wie einerseits Trümpis Kritik des rohen Deutsch der Väter, andererseits seine Bewunderung der Würde, Einfachheit und Majestät des Wortes Gottes, die Tatsache belegen, daß es ihm keineswegs an Sinn für die Schönheit des Sprachausdruckes gebrach. Das wenig gepflegte Deutsch seiner Chronik darf ihm also nicht verziehen, kann aber vielleicht damit erklärt werden, daß im Vordergrund von Trümpis Bewußtsein nicht die Pflicht der Vermittlung erbaulicher Schönheit, sondern jene nützlicher Wissenschaft stand.

Sinn für Musik und gar musikalische Bildung ist dem Schwander Diakon selbst in bescheidenem Maße nicht nachzuweisen. Es wird in dieser Hinsicht bezeichnend für ihn sein, daß er im Nekrolog auf den von ihm so hoch verehrten Onkel Pfarrer *J. Melchior Trümpi* mit keiner Silbe auf dessen ganz bedeutende Verdienste um die musikalische Bildung der ihm anvertrauten Jugend hinweist.

«Wissen Sie mir gute Bücher in der Philosophie, Theologie oder Moral? ... Melden Sie mir, wann wichtige neue Schriften Ihnen zu Gesichte kommen?» ... Es bedurfte kaum mehr der Anführung dieser Fragen Trümpis an *Lavater*, um den Bildungseifer des Chronisten ins richtige Licht zu stellen. Trümpi war bereit, vieles zu prüfen, behielt sich allerdings die Freiheit vor, nur das für gut Erkannte zu behalten, und zeichnete sich bei dessen Auswahl nicht selten durch ebenso träfes als mutiges Urteil aus.

Bei aller Gelehrsamkeit des die griechischen und lateinischen Philosophen in ihrer eigenen Sprache studierenden Schwander Diakons blieb dieser frei von Bildungs- und Wissensdünkel. «Von beiden Religionen» — so darf Trümpi 1774 feststellen, «finden sich Männer, die sich durch gründliche Wissenschaften, reife Einsichten, Erfahrung und edle Gesinnung unterscheiden ... Neben diesen finden sich in Rat und Gerichten in ihren Pflichten erleuchtete, gerechte, vaterländische Männer, die darum ehender mehr als weniger aller

Ehre würdig sind, weilen ihre dapfere Händ an dem Pflug stehen, den Hammer führen, die Sense halten etc.»

In *Paul Wernles* Standardwerk über den «schweizerischen Protestantismus im XVIII. Jahrhundert» fällt gelegentlich der Würdigung von «Lavaters Freundeskreis in der Schweiz» auch ein Wort über Christoph Trümpi, Helfer in Schwanden: «Hohes Interesse an Lavaters Aussichten in die Ewigkeit und an seinen ersten Schriften überhaupt, aber vor allem Kritik gegen alles Neue und Fremdartige, was nicht zu dem fertigen Denken eines solchen vernünftigen Orthodoxen paßte, charakterisiert ihn.» Viele von Lavaters Gedanken — so beschließt Wernle den knappen, Trümpi angehenden Passus — «widersprachen dem landläufigen Denken über die Bibel; das genügte!»

Es läßt sich nicht bestreiten, daß bei Herausgabe seiner Predigten, also in seinem zweiundvierzigsten und letzten Lebensjahre, Trümpi hinsichtlich der Theologie offiziell immer noch den Standpunkt vertrat, den einst seine Lehrer, Onkel Pfarrer Trümpi, Zimmermann (gest. 1757) und Breitingen eingenommen hatten, über welchen aber Breitingen (gest. 1776) in mancher Beziehung hinausgewachsen war. Trotzdem wäre es falsch, Wernles einen Spezialfall berücksichtigendes Urteil zu verallgemeinern; der im angezogenen Passus geschilderte ist nicht der ganze Trümpi. Hätte Wernle auch um Trümpis Predigten, um seine Chronik gewußt, würde er unbeschadet aller Kritik den Ton vermieden haben, der den Unbefangenen glauben macht, es handle sich in «einem Pfarrer wie Christoph Trümpi» um einen ausgemachten Hinterwäldler.

Es war auch nicht immer allein das «Neue und Fremdartige» einer Idee, was jenen zur Vorsicht ihr gegenüber oder zu ihrer Ablehnung bewog. Stammte sie zum Beispiel von Lavater, so befürchtete Trümpi nicht ohne Grund ihre vielleicht voreilige Publikation und die Möglichkeit schädlicher Auswirkungen. «Grad die Lehr von Restitutione Damnatorum (Wiedereinsetzung der Verdamnten in den vorigen Stand) ist auch bei mir wohl angeschrieben, aber doch nicht ratsam, darmit den Frieden der Kirche zu stören oder gar Plebi Anlaß zu Leichtsin zu geben». Nicht das «fertige Denken eines solchen vernünftigen Orthodoxen» bewog Trümpi hier zur Zurückhaltung gegenüber Lavater, sondern die Verpflichtung gegenüber seiner Kirche, und die andere gegenüber dem in seiner Unwissenheit und Schwäche besonders anfälligen und deshalb einmal mehr zu be-

vormundenden «großen Haufen». Es war überhaupt der Mann nicht ein «fertiger» Denker, der seinen Mitsynodalen zugerufen hat: «In der Religions- und Bibelkenntnis stehet ein beständiges Wachstum . . . jedem wohl an.»

Tatsächlich stand auch um 1768 Trümpi in der Reihe seiner glarnerischen Mitsynodalen keineswegs auf der Seite der verknöcherten Altväterischen. Er war es hauptsächlich, der damals die Lösung der «Frag von Verbesserung unserer Liturgie» betrieb. Andere «jüngere Herren» lobten seine Bemühung; auf Regierungsseite lächelte man ablehnend über seinen «ardor juvenilis».

In Christoph Trümpi fand sich ein warmes und frommes Gemüt, gepaart mit einem lebhaften, jedoch christlich-gezügelter Geist. Schwandens Diakon muß von sehr tätiger Art, gleichwohl aber weder vorschnell-hitzig, sondern vielmehr besonnen — er selber hätte wohl gesagt «vernünftig» — gewesen sein. Alles andere als ein Phantast, war er ein guter, unbestechlicher Beobachter der Natur, des Menschen, seines eigenen Innern: seines Gewissens, seiner Träume. Er achtete auf Omina, und keine Reflexionen konnten innere Erfahrungen entkräften. Trümpi konnte weder an grobem Materialismus noch an romantischem Idealismus Geschmack finden. Wie sehr er Realist — und wenn wir uns nicht täuschen, als solcher ein typischer Glarner war, geht überzeugend hervor aus der oben angeführten Begründung seiner Ablehnung eines Appellationsgerichts, welche sich kräftig distanziert vom Gedanken des «fiat justitia, pereat mundus».

In Trümpis wohl eher anfälligem Körper wohnte ein starker Wille. Dank diesem, dank seinem ungebrochenen Glauben fand er sich wohl früher gefestigt als viele andere seines Alters. Anspruchsvoll in erster Linie an sich, suchte er Befriedigung nicht im Genuß, sondern in der Leistung. Daher lebte er einfach, keineswegs aber asketisch. Einfach gab er sich auch in seiner Erscheinung und legte der «Politesse des Aeüßerlichen» nicht zuviel Gewicht bei. Immerhin ließ er es nicht an jener Haltung fehlen, die seiner Ueberzeugung von der Würde des geistlichen Amtes entsprach. Darüber hinaus verlieh ihm Haltung auch das starke Bewußtsein seiner Verantwortung. Da er es ernst nahm mit der Erfüllung seiner Pflichten als Familienoberhaupt, als Bürger und Pfarrer, durfte er auch die ihm hieraus



entspringenden Rechte ernst nehmen, und so verzichtete er nicht auf die Geltendmachung seiner Autorität.

Befleiß sich Trümpi eines gottesfürchtigen Denkens und Tuns, so erlag er kaum einmal der Menschenfurcht. «Sein viel umfassender Geist beschäftigte sich in manchen Stunden, die ihm sein Beruf frei ließ, mit der Lage der politischen Geschäfte . . . Sein tiefer Blick in dieselben, seine Wahrheitsliebe und Offenherzigkeit, die niemand zu schonen schien, verbunden mit einer gewissen Standhaftigkeit, fast möchte ich sagen Hartnäckigkeit, seine einmal angenommenen Grundsätze und Meinungen zu behaupten, raubten ihm die Gewogenheit, das Wohlwollen mancher derer, die seine Einsichten nicht erreichen, und seine Denkart nicht gutheißen konnten.» (Anonymus, August 1781.)

In ungezählten Fällen bewährte Trümpi sich als ebenso uneigennütziger wie unerschrockener Berater von in unterschiedlichsten Verlegenheiten und Nöten seines Rates, seiner tatkräftigen Hilfe Bedürftigen. Nicht selten geriet er hiebei auch solchen ins Gehege, denen seine soziale Gesinnung ohnehin nicht genehm war; die es ihm verübelten, daß er sich in vieles hineinmischte; deren eigenes Geltungsbedürfnis an dem seinigen sich rieb; deren ästhetische Begabung der seinigen überlegen war; deren gepflegteren Verhältnissen seine betont einfacheren zum Vorwurf gereichten; deren Hängen an «glänzenden Tändeleien des Putzes», an «Bällen und derlei Tand» er weder begreifen noch billigen konnte; deren skrupelloses Festhalten an zwar althergebrachten, durchaus aber nicht altehrwürdigen, sondern rohen Glarner Sitten (Fasnacht, Gassenknabenwesen) er verurteilen mußte.

Indessen wußte Schwanden, wußte sein Vaterland, was sie an ihrem ebenso vorbildlichen wie unermüdlichen Leib- und Seelsorger besaßen, und es flossen an der Bahre des zu früh Entschlafenen «die vereinten Tränen der ganzen zahlreichen Gemeinde».

Würde es uns obliegen, Christoph Trümpi eine Grabschrift zu setzen, so setzten wir sie ihm mit folgenden, ihm zur dauernden Ehre gereichenden eigenen Worten:

*Christlich denken heißt von Gott nicht eingeschränkt, von den Menschen nicht lieblos denken.*

*Die Freiheit ist ein kostbares Erb — ein seltenes, glückliches Loos.*



*Aber auch empfindet das freie Volk, daß Ungebundenheit nicht Freiheit sei und daß bei der Freiheit Ordnung sein müsse.*

*Die so weit sich erstreckende Gemeinschaft aller Menschen sollte von einem allgemeinen Geist der Liebe belebet und erwärmet werden .. Ein Land, ein Volk bedarf des andern. Und in jedem Volk müssen zum gemeinen Besten alle Stände, alle Klassen der Menschen einander die Hand bieten ... Da kann keine Trennung sein: Wenn der Leib gesund sein soll, so müssen alle Glieder gleiche Sorge für einander tragen. Jeder Stand ist genau mit dem andern und dem Ganzen verknüpft. Aus der zusammenstimmenden Wirkung der Glieder entspringt dann der Wohlstand des Ganzen.*

# Q U E L L E N

## Zur Biographie

- Camerarius J. Jb. Tschudi: «Collectanea.» Mscr. Landesbibliothek Glarus, Nr. 122.  
Johannes Marti: «Fortsetzung der Trümpi-Chronik.» Mscr. Landesbibliothek Glarus, Nr. 60.  
«Monatliche Nachrichten». 1771—1781. Zürich. (N.)  
Markus Lutz: «Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem 18. Jahrhundert.» Aarau 1812.  
O. Heer und J. J. Blumer: «Der Kanton Glarus.» St. Gallen/Bern 1846.  
Melchior Schuler: «Geschichte des Landes Glarus.» Zürich 1836. (Sch.)  
Gottfried Heer: «Geschichte des Landes Glarus.» Glarus 1898. (H.)  
Gottfried Heer: «Die evangelische Synode des Landes Glarus.» Schwanden 1906.  
Jacob Gehring: «Glarnerische Musikpflege im Wandel der Zeiten.» Glarus 1939.  
Emanuel Schmid: «Beiträge zur Geschichte der Gemeinde Schwanden.» Glarus 1936. (Schd.)

## Zum Referat

- J. H. Tschudi: «Beschreibung des Lobl. Orths und Lands Glarus...» Zürich 1714. (Ts.)  
Christoph Trümpi: «Neuere Glarner Chronik...» Winterthur 1774. (Ch.)  
— «Zusätze und Nachträge» zur neuern Chronik. Mscr. Landesbibliothek Glarus, Nr. 104. (Z.)  
— «Predigten...» Zürich 1781. (P.)  
— Briefe an J. C. Lavater. Mscr. Zentralbibliothek, Zürich. Lavater. Mscripte 529 (Nr. 154—177). (K.)  
Synodal- und Konventprotokolle der evang. Landeskirche. Mscr.  
Conrad Schindler: «Aufwekungen zur Verbesserung der Sitten und Landwirtschaft...» o. O. 1771.  
J. U. Legler: «Versuch über die Freiheit.» o. O. 1765. Landesbibliothek Glarus.  
Felix Freuler: Landsgemeindepredigt 1763. Landesbibliothek Glarus.  
Zurlauben-Laborde: «Tableaux topographiques... de la Suisse.» Paris, 1780-1788.  
J. A. F. von Balthasar: «Merkwürdigkeiten des Kantons Luzern...» I. Teil. Luzern 1785.  
Adolf Dütsch: «J. H. Tschudi und seine Monatlichen Gespräche.» Frauenfeld 1943.

## Literatur zur Geistesgeschichte

- Paul Wernle: «Der schweizerische Protestantismus 18. Jahrhundert.» Drei Bände. Tübingen 1923—1925. (W.)  
Oskar Ewald: «Die französische Aufklärungsphilosophie.» München 1924.  
Cay von Brockdorff «Die deutsche Aufklärungsphilosophie.» München 1926.  
— «Die englische Aufklärungsphilosophie.» München 1924.  
Max Wehrli: «Das geistige Zürich im 18. Jahrhundert.» Zürich 1943.  
Herbert Schöffler: «Das literarische Zürich 1700—1750.» Frauenfeld 1925.  
Martin Hürlimann: «Die Aufklärung in Zürich.» Leipzig 1924.  
Wilhelm Dilthey: «Studien zur Geschichte des deutschen Geistes.» Leipzig 1927.

# Z I T A T E

Betreffs der Abkürzungen siehe Quellenverzeichnis.

Seite

- 8 K. Nr. 160.
- 9 Schd. 67 — Ch. Vw. XVI.
- 10 Z. o — N. 1774, pag. 48 — K. Nr. 171 — N. 1778, pag. 18 — P. 27.
- 13 P. 38. 40. 63. 114 — P. 42 — K. Nr. 159/160.
- 14 P. 55 — 47 — 36 — K. Nr. 162 — N. 1778, pag. 18.
- 15 P. 51 — 87 — Ch. 512 — P. 47.
- 16 P. 47 — 48 — Ch. 152 — P. 14 — 15 — Ch. 691.
- 17 P. 32 — 52 — Ch. 409 — 122 — N. 1778, pag. 18 — P. 75 — 78 — 74 — 76 — Chr. 639.
- 18 Ch. 461 — P. 77 — 79 — 82 — Ch. 573 — 43.
- 19 Ch. 40 — P. 93 — 14 — Ch. 109 — 117 — Z. 15.
- 20 P. 83 — 68 — 92 — 90 — 94 — 81 — Ch. 118 — P. 23.
- 21 Ch. 120 — 106 — P. 32 — 26 — 49 — K. Nr. 165. 175<sup>3</sup> — Ch. 113, Ch. 691 — P. 26 — 27 — 24 — 15 — 16 — 22.
- 22 P. 15 — 17 — 15 — 20 — 15 — Ch. 108 — 99 — P. 18 — Ch. 150 — P. 29 — Ch. 692 — Ch. 109 — P. 28 — Ch. 371.
- 23 P. 29 — 28 — Ch. 371 — P. 17 — Ch. 692 — P. 28 — 54 — 49 — 50 — Ch. 692 — N. 1779, pag. 149 — Z. 113. 117.
- 24 Ch. 468 — 675 — 102 bis 105.
- 25 Ch. 127 — 136. 129. 648 — 135 — Ch. Vw. VI — Ch. 629 — 152 — 134 — P. 17 Ch. 693 — P. 17 — Ch. Vw. III — P. 18.
- 26 P. 24 — 75 — Ch. 446 — P. 25 — Ch. 137 — 136 — P. 30 — 26 — 25 — 30 — 19.
- 27 P. 29 — 21 — Ch. 693 — P. 21 — Ch. Vw. XII — Ch. 138 — 590 — P. 30 — Ch. 105 — P. 30 — P. 33 — Ch. 161 — Ch. Vw. VII.
- 28 Ch. 156 — 157 — 159 — 161 — 162 — P. 34 — 112 — 24 — K. Nr. 174.
- 29 Ch. 648 — P. 96 — 95 — 33 — Ch. 153 — P. 59 — 101.
- 30 P. 101 — 99 — 100 — 118 — 104 — 116 — 59 — 60.
- 31 P. 102 — 106 — 104 — 108 — 104 — 111 — 110.
- 32 P. 111 — 113 — 114 — 115.
- 33 P. 115 — 116 — 102 — P. Vw. II — P. 97 — 98 — 96 — 98 — 106 — Ch. 100.
- 34 P. 106 — 38 — 36 — 35 — 37 — Ch. 241 — P. Vw. II — P. 52 — 60.
- 35 P. 60 — 44 — 61 — 62.
- 36 P. 69 — 53 — 57 — 72 — 75 — 26.
- 37 Ch. 609 — Sch. 366 — P. 70 — Ch. 46.
- 39 Ch. 573 — Ts. 27 — P. 93 — Ch. 118.
- 40 Ch. 468 — Ts. 64.
- 41 P. 27 — Ch. 692 — Ts. 46 — P. 34 — Ch. 128 — Ch. 484. 491.
- 42 Ch. 187. 188 — P. 27.
- 43 P. 25 — 33 — 81 — 18.
- 45 Ch. 113.
- 46 P. 99 — 54.
- 47 Ch. 476 — 171 — P. 12 — Ch. 648. 689 — Ch. Vw. X.
- 48 Ch. 692 — 148 — 107 — 108 — Z. 23 — 70 — Ch. 64 — 31.
- 49 Ch. 56 — Ch. 691 — P. 58 — 90.
- 50 Ch. 241 — P. 25 — 27 — 32 — 60.

Seite

- 51 P. 38 — 39 — 113 — 64 — 43 — 44 — 39 — 56.
- 52 Ts. 62 — K. Nr. 175<sup>3</sup> — P. 57 — 45. 57. — 113 — 32.
- 53 P. 37 — 57 — 38 — 50 — K. Nr. 175<sup>3</sup> — Nr. 162 — P. 62 — K. Nr. 175<sup>3</sup>.
- 54 P. 32 — Ch. 153 — Ts. 57.
- 55 P. 39 — 54 — 33 — 32.
- 57 Ch. 209 — P. 41 — 34 — 36 — Ch. 460 — P. 65.
- 58 Ch. Vw. XI — Ts. 217 — P. 37 — 38 — Ch. 445.
- 59 Ch. 209 — 238 f. — 216.
- 60 Ch. 250.
- 61 Ch. 54 — H. II 56.
- 62 N. 1781, pag. 138.
- 63 P. 47.
- 64 K. Nr. 168 — Nr. 155.
- 65 K. Nr. 169 — Nr. 171.
- 66 K. Nr. 155 — Ch. 694.
- 67 W. III 337 — K. Nr. 168. 156.
- 68 P. 57 — K. Nr. 160 — Ch. 111.
- 69 P. 82 — 91 — Ch. Vw. XII — Ch. 138.
- 70 P. 30 — P. 15 — 20 — 16 — 17.

# R E G I S T E R

- Aberglaube, 38, 51  
 Aemterauflagen, 48  
 Aemterloos, 25  
 Allmenden, 48, 63  
 Anonymus, 62, 69  
 Antike, 11  
 Apologetik, 35, 37  
 Appellationsgericht, 25, 68  
 Arbeit, 22, 40  
 Aristoteles, 16  
 Armensorge, 24  
 Armut, 23, 40  
 Autorität, 14, 30, 44, 51  
  
 Basedow, J. B. (1723—1790), 45, 65  
 Bergfreude, 19  
 Bettel, 24  
 Bildung, 34, 45  
 Billigkeit, 23, 27  
 Bonnet, Ch. (1720—1793), 64  
 Böse, das, 52  
 Bossuet, J. B. (1627—1704), 57  
 Breitingen, 7, 11, 46, 67  
 Brüderlichkeit, 47  
  
 Carolinum, 7, 11, 56, 61  
 Cicero, 16, 63  
 Chronik, 9, 25, 55  
 Crugot, 64  
  
 Defensionale, 28, 48  
 Deismus, 13, 54  
 Demokraten, 42  
 Demokratie, 25, 41  
 Despotismus, 28  
 Diderot, D. (1713—1784), 64  
 Diesseits, das, 19, 39  
 Dilthey, W. (1833—1911), 60  
 Dogma, 12, 15, 52  
  
 Eid, 29, 54  
 Eigentum, 22  
 Erdbeben, 18  
 Erziehung, 29, 44  
 Eschatologie, 64  
 Ethik, 15 f., 53  
  
 Eudämonismus, 16  
 Euler, L. (1707—1783), 39  
 Experiment, 37  
  
 Fabriken, 24  
 Fäsi, J. K. (1727—1790), 9  
 Fasnacht, 69  
 Feuerspritzen, 49  
 Feuerstellen, 49  
 Föederaltheologie, 15  
 Formula consensus, 15  
 Fortschritt, 43, 49  
 Freiheit, 26 f., 43  
 Füeßlin, J. C. (1704—1775), 59  
  
 Gassenknaben, 69  
 Gellert, Ch. F. (1715—1769), 32, 65, 66  
 Gesellschaft, bürgerliche, 21 f., 40  
 Geschmack, 11 f.  
 Gesetze, 25, 48  
 Gewalt, obrigkeitliche, 26  
 Gleichheit, 27, 41, 43  
 Glückseligkeit, 26, 39, 43, 50  
 Goldschmiede, 22  
 Gottesbeweis, teleologischer, 37  
  
 Haller, A., v. (1708—1777), 43, 66  
 Heer, Cosmus (1727—1791), 9  
 Heer, Gottfried (1843—1921), 10, 61  
 Heilpflanzen, 49  
 Heimatkunde, 55  
 Helvetius, C. A. (1715—1771), 64  
 Heß, Felix (1742—1768), 9, 13  
 Himmel, 14  
 Hintersäßen, 41  
 Hiob, 17  
 Hölle, 15  
 Homer, 11  
 Humanismus, 13, 34, 44  
 Hutcheson, F. (1694—1747), 64  
  
 Jenny, Adolf (1855—1941), 61  
 Impfung, 49  
 Individualismus, 40 f., 52  
 Justiz, 25  
 Juvenal, 30, 63

- Kaffee, 49  
 Kapitalismus, 40  
 Kinderarbeit, 33, 46  
 Kirche (und Staat), 50  
 Klassen, der Gesellschaft, 21 f.  
 Knabenschießen, Zürich, 10  
 Komet, 18, 38  
 Körperstrafe, 31, 44, 46  
 Kriegsdienste, 24  
 Kultur, 43  
 Kunst, 22, 66  
  
 Landesarmenfond, 48  
 Lavater, J. C. (1741—1801),  
     8, 9, 25, 64, 66  
 Legler, J. U. (1732—1786), 8  
 Leibniz, G. W. (1646—1716), 11, 64  
 Leid, 20, 39  
 Lessing, G. E. (1729—1781), 53  
 Linthkorrektur, 48  
 Locke, J. (1632—1704), 44, 50  
 Luxus, 22 f.  
  
 Marti, B. (1715—1786), 42  
 Melioration der Linthebene, 48  
 Militärwesen, 48  
 Montaigne, M., de (1533—1592), 44  
 Montesquieu, Ch. (1689—1755),  
     16, 42 f., 63  
  
 Natur, 17, 37, 38  
 Newton, J. (1643—1727), 12  
 Niklaus v. d. Flüe, 25  
 Omina, 68  
  
 Optimismus, 49  
 Orthodoxie, vernünftige, 11, 14  
  
 Patriotismus, 17, 26, 47  
 Paulus, Apostel, 29, 55  
 Pensionen, 48  
 Pestalozzi, H. (1746—1827), 43  
 Petrefakt, 19  
 Pfäfers, 8  
 Pfarramt, 34  
 Pfenninger, J. K. (1747—1792), 65  
 Pietismus, 39  
 Pilgerfahrt, irdische, 19, 39  
 Plato, 16, 63  
 Prädestination, 15, 52  
 Pragmatik, 60  
  
 Predigten, 35  
 Priestley, J. (1733—1804), 64  
 Probleme, biblische und theo-  
     logische, 35, 51  
  
 Quellenkritik, 56  
  
 Rationalismus, 45, 52  
 Realismus, 68  
 Regenbogen, 18  
 Regiment, bürgerliches, 25 f.  
 Reichtum, 23, 40  
 Reislaufen, 24  
 Revolution, 44  
 Rousseau, J. J. (1712—1778), 44, 45  
  
 Salomo, 29, 30  
 Salpeter, 48  
 Salz, 48  
 Scheuchzer, J. Jb. (1672—1733), 19  
 Schieferbedachung, 49  
 Schiffbau, 48  
 Schindler, C. (1734—1809), 48  
 Seneka, 16, 63  
 Schule, 32, 44 f.  
 Schuler, M. (1779—1859), 37, 48  
 Shaftesbury, A. (1671—1713),  
     30, 53, 63  
 Solon, 63  
 Sokrates, 16, 63  
 Soziale Frage, 23, 40 f.  
 Sozialismus, 40  
 Staatsauffassung, barocke, 42  
 Staatsmaximen, 28  
 Stachelberg, 48  
 Stände, gesellschaftliche, 21, 40, 45  
 Stillen (im Lande), die, 21  
 St. Moritz, 11  
 Stoa, 39  
 Sündenfall, 15  
 Sündflut, 19  
 Synode, 5, 7, 68  
  
 Tabak, 49  
 Theokratie, 50  
 Toleranz, 12  
 Trinität, 15  
 Trümpli, Ch., Dr. med., 8, 44  
     — D., Ratsherr, 7  
     — D., Pfarrer, 8  
     — J. M., Pfarrer, 7, 10, 66, 67



Tschudi, A., 8  
— J. H. (1670—1729),  
9, 15, 38, 39, 40, 42, 46, 52  
— J. Jb. (1722—1784), 9

Unglaube, 51  
Unsterblichkeit, 14, 53  
Untertanen, 41

Vauvenargues, L. (1715—1747), 41  
Verbalinspiration, 14, 15  
Vernunft, 21, 52  
Viehasssekuranz, 48  
Voltaire, F. M. (1694—1778), 46, 53  
Vorsehung, 15, 20

Wahrheit, 52  
Wedel, 39  
Werdenberg, 41, 47  
Wild, A., (1628—1689) 38  
Willensfreiheit, 13, 15  
Wirz, J. K. (1737—1769), 38  
Witsius, H., 17  
Wolff, Chr. (1679—1754), 12, 37  
Wunderglaube, 12, 14, 38  
  
Zarathustra, 63  
Zins, 22, 40  
Zimmermann, 7, 12, 15, 46, 67  
Zoll, 48  
Zuchthaus, 22, 24, 48  
Zwingli, U. (1484—1531), 17, 25, 50